

**SOZIALWISSENSCHAFTEN IN DRITTER MISSION:
TRANSDISZIPLINARITÄT ALS VERSUCH DER SOUVERÄNEN
OFFENHEIT GEGENÜBER GESELLSCHAFT**

Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
durch den
Promotionsausschuss Dr. rer. pol.
der Universität Bremen

vorgelegt von Jessica Nuske

Einreichung: 18.06.2024
Promotionskolloquium: 01.11.2024

Gutachter:
Prof. Dr. Uwe Schimank
Dr. Holger Backhaus-Maul

Für Mio

Für Jendrik

Für meine Eltern

Vielen Dank Euch

**Sozialwissenschaften in dritter Mission:
Transdisziplinarität als Versuch der souveränen Offenheit gegenüber Gesellschaft**

– *Rahmentext* –

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Problemstellung: Der Versuch der ‚souveränen Offenheit‘ vor dem Hintergrund operativer Geschlossenheit gesellschaftlicher Teilsysteme.....	4
3. Sozialwissenschaften im Diskurs mit gesellschaftlichen Leistungserwartungen.....	8
3.1. Historischer Überblick	10
3.1.1. Lehren aus dem Werturteils- und Positivismusstreit	10
3.1.2. Lehren aus der ‘Entzauberung zweiter Ordnung’	14
3.2. Semantiken der Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Rollenbeschreibungen	16
3.2.1. Das lineare Modell.....	17
3.2.2. Das finalisierte Modell.....	18
3.2.3. Das hybridisierte Modell.....	19
4. Transdisziplinäre Sozialwissenschaft als Reflexionsraum der Gesellschaft	25
4.1. Transdisziplinarität: Versuch einer Begriffsannäherung.....	26
4.2. Transdisziplinarität im Verständnis einer situierten Intervention.....	32
4.3. Transdisziplinäre (Sozial)Wissenschaften und ihr systemintegratives Potenzial	37
5. Fazit	39
Literaturverzeichnis	44
Abbildungsverzeichnis.....	56

1. Einleitung

In den vergangenen 15 Jahren sahen sich die Sozialwissenschaften zunehmend mit inner- wie außerwissenschaftlichen Erwartungen und Ansprüchen konfrontiert, die Relevanz und Reaktionsfähigkeit ihrer Forschung zu erhöhen (Maasen/Sutter 2022). Sie sollen nun nicht nur als Medium der Wissensgenerierung, sondern auch „als Medium der gesellschaftlichen (Norm)Bildung und praktischen Selbstaufklärung“ (Warsewa et al. 2020: 288) dienen. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf die Bearbeitung sog. ‚großer gesellschaftlicher Herausforderungen‘ gelegt. Der Begriff, wenn auch nicht eindeutig definiert, beschreibt komplexe gesellschaftliche Problemstellungen, wie Klimaschutz und nachhaltige Entwicklung, gesellschaftliche Sicherheit, Gesundheit und Wohlbefinden, Ressourceneffizienz, Ernährungssicherheit etc. Diese Problemstellungen zeichnen sich durch ein höchst anspruchsvolles Komplexitätsprofil aus, das in ihrer großen gesellschaftlichen Reichweite, Vernetztheit und Zielpluralität, heterogenen und schwer einsichtigen Akteurskonstellationen sowie Zeitknappheit begründet ist (Schimank 2019: 255; Wissenschaftsrat 2015: 15-16). In europäischen und nationalen Strategiepapieren zur Bearbeitung dieser ‚großen gesellschaftlichen Herausforderungen‘ wird daher verstärkt auf das Potenzial der Orientierungsfunktion von Wissenschaft gesetzt. So wird vermehrt der Anspruch formuliert, dass ‚die Wissenschaft‘ zur gesellschaftlichen Problembearbeitung beitragen kann, indem diese auch zum Gegenstand wissenschaftlichen Fragestellungen und Transferleistungen gemacht werden (Wissenschaftsrat 2015, 2020; European Commission 2023).

Dabei sollen diese gesellschaftlichen Fragestellungen nicht nur aus einer Distanz heraus beforscht, sondern auch ko-produktiv mit der Gesellschaft, also *transdisziplinär*, bearbeitet werden – was entsprechende Konsequenzen für die Gestaltung von Wissensproduktions- und Transferprozessen hat. Der Wissenschaftsrat empfiehlt daher,

Ermöglichungsräume für einen offenen Austausch mit unterschiedlichen Partnern, für Kooperationen über Grenzen von Forschungsfeldern und gesellschaftlichen Bereichen hinweg [...] zu schaffen, um eine souveräne Offenheit des Wissenschaftssystems gegenüber der Gesellschaft [zu ermöglichen] (2020: 5).

Doch wie kann eine solch souveräne Offenheit aussehen? Wie kann die Wissenschaft als gesellschaftliches Teilsystem (Schimank 2012) mit anderen Teilsystemen der Gesellschaft (z. B. Politik, Wirtschaft, Recht, Kunst usw.) in den Austausch treten, um die komplexen gesellschaftlichen Problemstellungen und Aufgaben zu bearbeiten? Wie verträglich ist eine solche wissenschaftspolitische Forderung mit den Leistungen und Selbstbeschreibungen von Sozialwissenschaften?

Die vorliegende kumulative Dissertation nimmt sich diesen Fragen an und bearbeitet sie insb. aus einer differenzierungstheoretischen und wissenschaftssoziologischen Perspektive. Die Theorie der funktionalen Differenzierung (insb. nach Niklas Luhmann) beschreibt die Gesellschaft als eine Ansammlung von ca. einem Dutzend Teilsystemen (s. o.), welche zwar durchaus interagieren, aber nach eigenen Leitwerten handeln und daher in weitgehender

Autonomie agieren (Schimank 2012: 114). Die dortigen Ausführungen zu Möglichkeiten und Grenzen der Interaktion von Teilsystemen (insb. zwischen dem Teilsystem Wissenschaft und anderen Teilsystemen der Gesellschaft) konstituieren die Basis der vorliegenden Ausführungen. Ergänzend dazu wird im Verlauf der Dissertation auf historische sowie kontemporäre wissens- und wissenschaftssoziologische Arbeiten zum Wissenschafts-Praxis-Verhältnis Bezug genommen. In dem Zuge möchte die Dissertation damit zu folgenden Debatten beitragen:

Zum einen widmet sich die Dissertation grundlegenden Debatten zum Transfer und der Transferarbeit an und durch Universitäten sowie Hochschulen angewandten Wissens. Transfer wird dabei verstanden als „Austausch zwischen Wissenschaft und außerwissenschaftlichen Akteuren [...]. Dies subsumiert die Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse an Praxisakteure ebenso wie Feedbackschleifen und interaktive Austauschprozesse zwischen Wissenschaft und Praxis“ (Froese/Mevissen 2016: 35). Diese Austauschprozesse werden zunehmend als ‚dritte Mission‘ von Hochschulen verstanden – neben Forschung und Lehre (Compagnucci/Spigarelli 2020; Backhaus-Maul 2022; Maasen/Sutter 2022). Auch wissenschaftspolitische Institutionen wie der Wissenschaftsrat, die Hochschulrektorenkonferenz oder der Stifterverband sowie Mittelgeber wie das BMBF arbeiten den Wissenstransfer als zentrale Dimension wissenschaftlichen Arbeitens heraus und formulieren entsprechende Empfehlungen, um den noch geringen Erfahrungsschatz mit Transferaktivitäten und -bewertungen (Strategiedefizit) sowie den Stellenwert des Transfers (Anerkennungsdefizit) aktiv anzureichern (Wissenschaftsrat 2016: 8; Hochschulrektorenkonferenz 2017; Stifterverband 2021; Herbst et al. 2021). Vor dem Hintergrund dieser Debatten erarbeitet die Dissertation zunächst die grundlegende Problemstellung zur Rolle und Funktion der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft und führt aus, wie sich die Debatten im historischen Verlauf entwickelt haben. Dadurch können aktuelle Debatten und Fragestellungen zur Rolle der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft aber auch zum Transfer und unterschiedlichen Transferaktivitäten unter Rückgriff auf etablierte Diskurse und empirische Erkenntnisse eingeordnet, bearbeitet und bewertet werden.

Zum anderen nimmt die Dissertation die vieldiskutierte *transdisziplinäre* Forschungs- und Transferarbeit in den Fokus und eruiert epistemologische Fragen ihrer Machbarkeit, der Güte und den Grenzen. Transdisziplinarität beschreibt eine reflexive, integrative und methodengeleitete Forschungs- und Transferarbeit, die auf die Bearbeitung bzw. Überwindung gesellschaftlicher und damit verbundener wissenschaftlicher Probleme durch die Integration von Wissen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wissensbeständen abzielt (Lang et al. 2012: 26-27). Die Integration unterschiedlicher Wissensbestände soll durch den engen Einbezug von (für die Problemstellung relevanten) Praxisakteuren gelingen: Ihr praktisches Wissen, das z. B. aus ihrem Beruf, ihrer Lebenserfahrung oder persönlicher Betroffenheit stammt, soll die Prozesse der Wissensgenerierung und -verbreitung, insbesondere im Hinblick auf die Bearbeitung gesellschaftlicher und damit korrespondierender wissenschaftlicher Forschungsfragen, signifikant verbessern (Defila/Di Giulio 2018; Lüdke 2018; Renn 2019; Simon/Knie 2021).

Jedoch stellt die Transdisziplinarität in einem gewissen Maße die im akademischen System etablierten Normen, Regeln und Verfahren infrage und sieht sich - nicht ohne Grund – mit erheblichen Problemstellungen und Kritiken konfrontiert. Denn in der ko-produktiven Forschungs- und Transferarbeit agieren die Sozialwissenschaften im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Objektivität und gesellschaftlicher Interessen (Schimank 2024). Dieses gilt insbesondere dann, wenn gesellschaftliche Erwartungen und Anforderungen an ihre Leistungs- und Problemlösungsfähigkeit mit den systemischen Eigenschaften und epistemischen Notwendigkeiten der Sozialwissenschaften in Konflikt geraten. Die vorliegende Dissertation arbeitet die epistemologischen Anforderungen und Problemstellungen transdisziplinärer Forschung umfänglich auf und erarbeitet ein Verständnis von Transdisziplinarität, das diese als *situierte Intervention* begreift. Der situierte Charakter einer transdisziplinären Intervention beschreibt dabei einen spezifischen wissenschaftlichen Umgang mit Interessen, Normen und Werturteilen im transdisziplinären Forschungsprozess und das dadurch generierte Potenzial wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung. Unter Hinzunahme eines differenzierungstheoretischen Gesellschaftsverständnisses (s. o.) wird darüber hinaus aufgezeigt, innerhalb welcher Grenzen und mit welchen Potenzialen der transdisziplinäre Forschungsmodus zur Bearbeitung gesellschaftlicher Aufgaben und Probleme eingesetzt werden kann. Anhand dieser theoriebasierten Ausführungen lässt sich somit veranschaulichen, dass eine solche Forschungsarbeit unter differenzierungstheoretischen und insbesondere wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten nicht ohne weiteres umsetzbar ist, aber zugleich einen (wissenschaftlichen sowie gesellschaftlichen) Mehrwert mit sich bringen kann.

In der Summe liefert die Dissertation somit einen wichtigen Beitrag zu den derzeit fast ubiquitären hochschulpolitischen Debatten um den Transfer als neue ‚dritte Mission‘. Sie veranschaulicht die Komplexität und die Schwierigkeiten, die mit dem Unterfangen des Wissenstransfers zwischen unterschiedlichen Teilsystemen einhergehen und welche epistemologischen Problemstellungen insbesondere auf Seiten der Sozialwissenschaften mit dem Versuch der Offenheit gegenüber gesellschaftlichen Fragestellungen und Akteuren einhergehen. Doch gerade in Zeiten der erhöhten Leistungsanforderungen an die Sozialwissenschaften, welche sich bereits förderpolitisch sowie institutionell niederschlagen, braucht es bewusste Reflexionen über die tatsächlichen Leistungen, die die Sozialwissenschaften der Gesellschaft anbieten kann, ohne dass das Erfüllen dieser Leistungen mit einer Entdifferenzierung der Sozialwissenschaften einhergehen.

Der Rahmentext dient dabei der Kartografierung des hier adressierten Themenfeldes und leitet die konkrete Problemstellung (Abschnitt 2), die Genese und den Stand wissenschaftsinterner Debatten (Abschnitt 3) sowie das Verständnis von ‚Transdisziplinarität‘ im Sinne einer situierten Intervention (Abschnitt 4) her. Diese Kartografierung ist dabei von besonderer Relevanz – nicht nur, weil es sich bei Fragen der Abgrenzung von der und einer Integration in die Gesellschaft um Kernfragen des Selbstverständnisses von Wissenschaft handelt. Auch der Begriff der Transdisziplinarität evoziert ebenso viele Definitionsansätze wie Kritiken. Folglich handelt es sich bei dem vorliegenden Themenfeld um ein ‚Wimmelbild‘ das im Rahmen dieser Dissertation nicht in Gänze beschrieben oder gar untersucht werden kann. Vielmehr sollen

schlaglichtartig zentrale Diskussionsstränge nachgezeichnet werden, um die Ausarbeitung einer wissens- und wissenschaftssoziologischen Grundlegung von Transdisziplinarität im dafür relevanten Forschungsstand einzubetten.

Eine solch grundlegende Auseinandersetzung mit dem Wissenschafts-Praxis-Verhältnis auf der Metaebene kann jedoch nicht die konkrete Ausgestaltung transdisziplinärer Forschungsvorhaben hinreichend thematisieren, die ohnehin in einem hohen Maße kontextabhängig ist (Schneider et al. 2022: 2). Somit werden Aspekte der Prozessgestaltung wie bspw. die Wahl von Methoden und Formaten, das Projektdesign, die Themen- und Praxispartner:innenwahl sowie die Qualitätssicherung und Evaluation wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Wirkung(spotenziale) nicht bzw. nicht vollumfänglich adressiert. Gleichmaßen gilt es zu berücksichtigen, dass natürlich nicht von ‚der‘ Gesellschaft oder ‚der‘ Wissenschaft ausgegangen werden kann, wenngleich die Dissertation solch abstrakte Bezüge vornimmt. Auch hier gilt zu betonen, dass diese Artikel keine Einheitlichkeit suggerieren sollen, wo doch vielmehr Heterogenität, Vielfalt und Fragmentierung besteht. Entsprechen sind in Fragen der Kontextsensitivität transdisziplinärer Arbeit die Spezifika der beteiligten Disziplinen und Fachkulturen sowie der beteiligten außerwissenschaftlichen Akteursgruppen zu berücksichtigen. Doch wenngleich die vorliegende Dissertation nicht auf die konkrete Ausgestaltung transdisziplinärer Forschung eingeht, sollen die hier formulierten wissens- und wissenschaftssoziologischen Überlegungen zu einer theoretischen Grundlegung dieses Forschungsansatzes dienen. In den drei Einzelaufsätzen werden dann auch empirische Veranschaulichungen aufgeführt – insbesondere wird aus dem transdisziplinären Reallabor „Transferwerkstatt: Wissen-schaft-Politik“ berichtet und die dort gemachten Erfahrungen werden vor dem Hintergrund der hier angeführten theoretischen Überlegungen eruiert.

2. Problemstellung: Der Versuch der ‚souveränen Offenheit‘ vor dem Hintergrund operativer Geschlossenheit gesellschaftlicher Teilsysteme

Während der Transfer von Wissen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft immer eine Grenzüberschreitung zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen darstellt, handelt es sich bei transdisziplinären Forschungsansätzen um eine bewusste und strukturell eingebettete Grenzüberschreitung. In diesem Forschungsmodus öffnet sich das wissenschaftliche Teilsystem, indem es Akteure anderer Teilsysteme einbezieht, die gemäß ihren jeweiligen semantischen Codierungen handeln. Damit stellt der transdisziplinäre Wissenstransfer ein spannendes *Puzzle* für die funktionale Differenzierungstheorie¹ nach Luhmann dar. Transdisziplinärer Wissenstransfer konstituiert folglich einen Grenzfall der funktionalen Differenzierungstheorie, da eine solche Form der Kollaboration schwer mit der von dieser

¹ Neben Talcott Parsons gelten auch Niklas Luhmanns Werke als Klassiker der Theorie sozialer Systeme. Beiden ist gemein, dass sie sich mit sozialen Systemen (moderner) Gesellschaften beschäftigen. Luhmann stellt dabei ein eher funktionales Interesse an der Bildung und Funktion sozialer Systeme in den Mittelpunkt. Basierend auf Erkenntnissen der Handlungstheorie argumentiert Luhmann in seiner *funktionalen* Differenzierungstheorie, dass Strukturen und Systeme einer Gesellschaft der Komplexitätsreduktion dienen und dem sinnproduzierenden Handeln individueller Mitglieder einer Gesellschaft förderlich sind (Pries 2019: 140-141). Die vorliegende Dissertation nimmt auf seine Ausführungen zur Interaktion gesellschaftlicher Teilsysteme Bezug.

Theorie beanspruchten autopoietischen Geschlossenheit gesellschaftlicher Teilsysteme vereinbar scheint:

Die funktionale Differenzierungstheorie beschreibt die Integration funktionaler Teilsysteme einer modernen Gesellschaft im Sinne einer Systemintegration und leitet davon Form und Umfang intersystemischer Kommunikation und Kooperation ab. Funktionelle Teilsysteme sind funktionsspezifische, gesellschaftsweit institutionalisierte Handlungszusammenhänge (Politik, Recht, Wissenschaft, Religion, Erziehung etc.), welche einer inhärenten Handlungslogik oder -rationalität folgen und somit gesellschaftliche Funktionen erfüllen (Mayntz 1988: 17). Dabei fußt die funktionale Differenzierung nicht auf einer prinzipiell kooperativen Arbeitsteilung der Teilsysteme einer Gesellschaft, sondern vielmehr auf einer intersystemischen Indifferenz (Schimank 2001: 32, Luhmann 2004[1986]: 34). Begründet wird diese Indifferenz damit, dass die Teilsysteme nach jeweils eigenen binären Codes agieren und Teilsysteme somit nach „völlig auseinanderfallenden Logiken“ (Schimank 2001: 25) funktionieren. So handelt z. B. das Rechtssystem nach dem Code Recht / Unrecht, das politische System nach dem Code Macht / keine Macht, und das Wirtschaftssystem nach dem Code Zahlung / Nichtzahlung. Diese wertfixierte und operationale Autonomie führt dazu, dass Teilsysteme nicht umweltoffen, sondern geschlossen in dem Sinne sind und dass sie sich nur selbstreferenziell reproduzieren. Impulse fremd-referenzieller Teilsysteme können also nur unter selbst-referenziellen Abwägungen aufgenommen werden. Eine solche Abgrenzung von der Umwelt durch die selbst-referenzielle Reproduktion (Autopoiesis) führt zu einer operationalen Geschlossenheit der Teilsysteme. Die Teilsysteme bedienen eine spezifische Funktion des Gesellschaftssystems und sind darin nicht durch andere Teilsysteme substituierbar - sie können also nicht füreinander als funktional äquivalent agieren. Diese Nichtsubstituierbarkeit der Funktionen einer Gesellschaft führt zugleich aber zu einem hohen Maß an Interdependenz zwischen Teilsystemen - sie begünstigen und belasten sich also gegenseitig (Luhmann 2004[1986]: 87, 204-205, 208). Teilsysteme operieren folglich offen und geschlossen zugleich und gelten integriert, wenn allzu machtvolle Desintegrationstendenzen (bzw. in Form von Leistungsverweigerungen einzelner Teilsysteme oder allzu hoher Belastung anderer Teilsysteme) in Schach gehalten werden (*negatives Integrationsverständnis*) (Luhmann 2004[1986]: 87, 167-168; Schimank 2005: 189).

Bezogen auf das Wissenschaftssystem und seinen Bezug zur Umwelt bedeutet dieses, dass wissenschaftliches Wissen, das nach dem Code wahr / nicht wahr produziert wurde, nicht als solches (i. e. nach diesem Code) in anderen Teilsystemen wirken kann. Wenngleich Teilsysteme nicht funktional äquivalent agieren können, so kann ein Teilsystem doch fremdreferentielle Impulse aus der Umwelt für sich 'übersetzen' und verarbeiten. Wenn beispielsweise wissenschaftliches Wissen von der Politik verwendet wird, dann wird der einzelne Wissensbestand, der nach dem Code wahr / nicht wahr produziert wurde, durch die Politik nach dem Code Macht / keine Macht erfasst und verwendet: Der Wissensbestand wird also aus dem einen in den anderen Code übersetzt. Die Übersetzung² kann dabei jedoch keine

² Weitere Ausführungen zum hier verwendeten Übersetzungsbegriff finden sich in den Abschnitten 2.1.2. und 3.3.

teilsystemübergreifende ‘Gleichbedeutung’ eines einzelnen Wissensbestandes hinweg leisten – vielmehr kann dieser von jedem Teilsystem nur unter der jeweils eigenen Codierung verarbeitet werden. Arnoldi sieht hier das Paradox moderner Gesellschaften: „any social system [...] can only observe according to its own code“ (Arnoldi 2001: 7). Mit Luhmann zusammengefasst heißt dies: „Alles erscheint als kontingent, aber die Realisierung anderer Möglichkeiten ist an spezifische Systemreferenzen gebunden. Jeder binäre Code beansprucht weltuniversale Geltung, aber nur für seine Perspektive“ (Luhmann 2004[1986]: 207). Einen „übergeordneten Standpunkt der Superrepräsentation“ (Luhmann 2004[1986]: 216) im Sinne einer übergeordneten Vernunft kann es nicht geben. Eine solche Metaperspektive kann auch die Wissenschaft, trotz der besonderen Qualität ihres generierten Wissens³, nicht einnehmen:

Würde man von einer ‚objektiv‘ gegebenen Realität ausgehen, die nur einstweilen noch voller Tücken und unbekannter Eigenschaften steckt, käme es nur darauf an, die Wissenschaft so zu stärken, dass sie die Wirklichkeit besser zu erkennen vermag. Damit würde man jedoch die eigentümlichen Beziehungen anderer Systeme, und selbst innerhalb der Gesellschaft gibt es viele andere Systeme, zu ihrer Umwelt nicht ausreichend erfassen; und selbst die Wissenschaft würde so nicht begreifen können, weshalb sie mit ihrer ‚besseren Erkenntnis‘ in der Gesellschaft oft gar keine Resonanz findet, weil, was sie wissen könnte, diese Erkenntnis in der Umwelt vieler gesellschaftlicher Systeme gar keinen Realitätswert hat oder für andere Systeme allenfalls eine wissenschaftliche Theorie ist. (Luhmann 2004[1986]: 58-59).

Unter Berücksichtigung dieses Gesellschaftsverständnisses erscheint es schwer, dass ein gesellschaftliches Problem überhaupt teilsystemübergreifend bearbeitet werden kann. Ein solches Urteil formuliert Luhmann angesichts der gesellschaftlichen Antwort auf die ‚ökologische Gefährdung‘ selbst, wenn er sagt, es sei differenzierungstheoretisch unwahrscheinlich, dass eben solche Gefährdungen der gesellschaftlichen Umwelt in der Gesellschaft Resonanz fänden (Luhmann 2004[1986]: 41-42; so auch: Schimank 2019; Klatt et al. 2014).

Dieses legt folglich nicht nur die Frage nahe, wie die Rahmenbedingungen einer souveränen Offenheit des Wissenschaftssystems (s. o.) zur teilsystemübergreifenden Bearbeitung ‚großer gesellschaftlicher Herausforderungen‘ bei gleichzeitiger operativer Geschlossenheit gesellschaftlicher Teilsysteme aussehen können, sondern ob eine solche Form der Bearbeitung dieser Problemstellungen überhaupt gelingen kann. Die vorliegende Dissertation geht dieser Frage nach und untersucht, unter welchen Prämissen der transdisziplinäre Forschungsmodus

³ Die Sonderstellung wissenschaftlich generierten Wissen wird durch das Verfahren der Wissensproduktion generiert: Wenngleich Sozialwissenschaftler:innen gleichermaßen wie Nicht-Sozialwissenschaftler:innen mit sozial-konstruiertem Wissen (z. B. alltagsgebundene Hintergrundannahmen in Form von Gesellschaftsdeutungen) agieren, wird dieses Wissen durch methodologisch unterfütterte Verfahren (Methodenkanon) sowie durch institutionelle Absicherung von außen (universitäre Ausbildung aber auch geregelte Publikationsverfahren) epistemologisch gehärtet. Dieses ermöglicht das Produzieren (vorläufiger) Wahrheiten, die der Falsifizierung offenstehen (Weingart 2016: 148; Mevissen 2016: 197).

geeignet sein kann, eine solche Offenheit zu generieren – wo aber auch die differenzierungstheoretisch begründbaren Grenzen einer solchen Zusammenarbeit liegen. In den drei Aufsätzen dieser kumulativen Dissertation werden verschiedene Aspekte der Frage nach Möglichkeiten und Ausgestaltung einer transdisziplinären Sozialwissenschaft in der Bearbeitung ‚großer gesellschaftlicher Herausforderungen‘ beleuchtet und vor dem Hintergrund theoretischer Ansätze der Differenzierungstheorie und den Debatten der Wissenschaftssoziologie diskutiert. Dabei geht es insbesondere um die Unterschiede aber auch den komplementären Charakter disziplinärer und transdisziplinärer Forschungsansätze (Aufsatz 1), um differenzierungstheoretisch begründbare Grenzen transdisziplinärer Forschung (Aufsatz 2) sowie um den reflexiven Umgang mit den vielfältigen Anforderungen und Problemstellungen transdisziplinärer Forschungsarbeit (Aufsatz 3). Die ersten beiden Aufsätze beziehen sich dabei explizit auf Datenmaterial des Forschungs- und Transferprojektes „Transferwerkstatt: Wissen-schaft-Politik“, das im Zeitraum von August 2020 - Mai 2024 am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt am Standort Bremen im Institut Arbeit und Wirtschaft, durchgeführt wurde. Im Folgenden werden die Inhalte der einzelnen Aufsätze kurz umrissen sowie in Relation zum Rahmentext und zueinander gestellt. Im weiteren Verlauf dieses Textes wird an geeigneten Stellen Bezug auf die Aufsätze genommen, um zu verdeutlichen, auf welche Argumentationslinien ein ‚Schlaglicht‘ geworfen wird. Das Fazit dieses Rahmentextes führt dann die Erkenntnisse zusammen und präsentiert ein abschließendes Resümee.

Aufsatz 1 (Nuske et al. 2024): Wissenstransfer in disziplinärer und transdisziplinärer Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt am Beispiel der Transferwerkstatt „Wissen-schaft-Politik“

Der erste Aufsatz beschäftigt sich mit disziplinären und transdisziplinären Forschungs- und Transferlogiken und damit, wie sich diese in der Soziologie zueinander verhalten, was das für das Verständnis und die Praxis des Wissenstransfers bedeutet und welche Folgen daraus wiederum für die soziologische Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt resultieren. Er bereichert bzw. vertieft die Ausführungen im Rahmentext, indem weniger das wissenschaftliche Selbstverständnis im Kontext historischer und kontemporärer Debatten beleuchtet und vielmehr der Fokus auf die Transferverständnisse gelegt werden. Diese werden in ein Kontinuum von Forschungs- und Transfermodi eingeordnet, wobei die Pole ‚Disziplinarität‘ und ‚Transdisziplinarität‘ anhand von sechs Merkmalen ausdifferenziert und verglichen werden. Abschließend werden dann, veranschaulicht am empirischen Beispiel der Transferwerkstatt „Wissen-schaft-Politik“, mögliche Synergien zwischen disziplinärer und transdisziplinärer Forschung und den daraus resultierenden Implikationen für die Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt herausgearbeitet.

Aufsatz 2 (Nuske 2023): Transdisziplinäre Reallabore in der Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen: Utopie einer ko-kreativen Gesellschaftsgestaltung?

Der zweite Aufsatz widmet sich der Frage, ob und inwieweit transdisziplinäre Reallabore in doppelter Hinsicht ‚kleine reale Utopien‘ sein können, da sie in ko-kreativer Forschungsarbeit gesellschaftspolitische Problemlagen und Fragestellung aufgreifen und entsprechend realutopischer Zielvorstellungen transformativ in der Gesellschaft wirken wollen. Damit vertieft der Aufsatz die Frage nach Nutzen und Mehrwert transdisziplinärer Forschung bei der Bearbeitung ‚großer gesellschaftlicher Herausforderungen‘ und bettet diese demokratiethoretisch ein. Im Rahmen des Beitrages wird so das ‚doppelte‘ utopische Potenzial im Verfahren und im Gegenstand transdisziplinärer Forschung hergeleitet, zugleich aber auch kritisch diskutiert. Veranschaulicht wird dieses ebenfalls anhand des laufenden transdisziplinären Reallabors „Transferwerkstatt: Wissen-schafft-Politik“, das sich dem realutopischen Ziel erweiterter Bürger:innenbeteiligung widmet. Diese Bezugnahme ermöglicht es, die differenzierungstheoretisch begründbaren Grenzen transdisziplinärer Forschung, die im Rahmentext thematisiert werden, an einem empirischen Beispiel zu veranschaulichen.

Aufsatz 3 (Nuske 2024): Reflexivität – Schlüsselbegriff in der transdisziplinären Forschung

Der dritte Aufsatz nimmt den transdisziplinären Forschungsprozess in den Blick. Er geht der Frage nach, wie Reflexivität dort verankert werden sollte, welche Praktiken sie beinhaltet und welche Auswirkungen Reflexionsprozesse auf den transdisziplinären Forschungsprozess haben können. Denn, wenngleich Reflexivität einen viel diskutierten Aspekt wissenschaftlicher Forschung darstellt, braucht es für die transdisziplinäre Wissensproduktion eine methodologische Neuausrichtung, um dessen Spezifika zu entsprechen. Zur Bearbeitung der Frage nach einer transdisziplinären Reflexivität wurde eine Metasynthese qualitativer transdisziplinärer Fallstudien durchgeführt, auf deren Grundlage die Praktiken der Reflexivität in diesen Forschungsprojekten zusammengetragen, ausgewertet und systematisiert wurden. Die so gewonnenen Erkenntnisse zeigen Wege auf, wie der im Rahmentext angesprochene Aspekt der Integration heterogener Wissensbestände und Interessenlagen gelingen kann und dabei Potenziale gesellschaftlicher *und* wissenschaftlicher Wirkung entfaltet werden können.

3. Sozialwissenschaften im Diskurs mit gesellschaftlichen Leistungserwartungen

Die Fragen nach der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens außerhalb universitärer Kontexte und somit auch nach dessen gesellschaftlicher Nützlichkeit sind „alter Wein in neuen Schläuchen“ (Mevissen 2016: 222). Der Stellenwert der Sozialwissenschaften in gesellschaftlichen Debatten sowie ihr Potenzial zur Veränderung sozialer Strukturen sind seit jeher Gegenstand kontroverser Diskussionen, die nicht abschließend aufgelöst werden können (Mevissen 2016: 222; Albert 2010: 41; Hühner/Schimank 2023: 50). Denn ihr Verhältnis zur

Gesellschaft ist geprägt von einem Grenzziehungsproblem⁴: Sie konstruiert ihren Untersuchungsgegenstand, ist zugleich aber auch dessen Teil. Das Innen (die Theorie) ist mithin nur schwer vom Außen (der Praxis) zu trennen, vielmehr bauen die Sozialwissenschaften auf den lebensweltlichen Wissensbeständen des Sozialen auf und analysieren, klassifizieren und ‚soziologisieren‘ diese. Diese doppelte Hermeneutik führt dazu, dass ihnen eine klassische Subjekt-Objekt-Beschreibung verwehrt ist, denn obwohl sie Beobachtungen über die Gesellschaft durchführen, können sie sich kaum als unabhängige Reflexionsinstanzen verstehen - dadurch wird ihnen vielmehr die Reflexion hinsichtlich ihres Verhältnisses zum eigenen Untersuchungsgegenstand inhärent (Mevissen 2019: 22–24, 27). Oder anders formuliert, bedeutet dieses, dass die sozialwissenschaftliche Fremdbeschreibung der Gesellschaft immer auch eine Selbstbeschreibung ist, denn das beschreibende System befindet sich innerhalb des beschriebenen Systems. Folglich muss auch die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens im Kontext der Paradoxie der Einheitlichkeit von Selbst- und Fremdbeschreibung begriffen werden (Kieserling 2004: 47; Kurtz 2007: 285-286). So hat die Frage, für wen und wofür sozialwissenschaftliches Wissen produziert wird, ganz grundlegend mit ihrem Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand bzw. dem Rollen- und Selbstverständnis der Sozialwissenschaften in der Gesellschaft zu tun (Mevissen 2019: 16; Froese/Simon 2016: 10).

Die selbstreferenziellen wissenschaftsinternen Debatten über die Systemleistungen der Sozialwissenschaften übersetzen sich folglich stets in die Frage des Ausmaßes der Abgrenzung gegenüber der ‚Praxis‘ bzw. der ‚Systemumwelt‘. Innerwissenschaftliche⁵ Selbstverständigung und Identitätsarbeit (*identity work*) sind daher immer auch Beiträge zu

⁴ In der Literatur wird das beschriebene Grenzziehungsproblem auch als idiosynkratisch für die Soziologie gesehen - da diese eben ‚die Gesellschaft‘ zum Untersuchungsgegenstand hat (Giddens/Dallmayr 1982; Kieserling 2004; Kurtz 2007). Dennoch, so die Auffassung u. a. von Mevissen (2019: 16) und Froese/Simon (2016: 10), ist dieses Phänomen insofern auf andere Disziplinen der Sozialwissenschaften auszuweiten, als auch dort die Gesellschaft als Gegenstand des Forschungsinteresses bzw. der Theoriebildung gesetzt wird. Dieser Rahmentext folgt dieser Einschätzung und argumentiert, dass eine Engführung auf die Soziologie den vielfältigen Disziplinen der Sozialwissenschaften nur bedingt gerecht wird. Für den Rahmentext werden Aussagen für die Sozialwissenschaften getroffen, wenngleich der erste Aufsatz auf die Soziologie Bezug nimmt. Auch dort wird aber eine strikte Engführung auf diese Disziplin vermieden (Nuske et al. 2024: Fußnote 1). Es bleibt eine Aufgabe der Wissenschaftssoziologie, sich damit auseinanderzusetzen, inwieweit die Sozialforschung in einem breiter gefassten Sinne nicht auch von einer solchen ‚doppelten Hermeneutik‘ gekennzeichnet ist. Auch bleibt zu eruieren, inwieweit auch die Naturwissenschaften und ihre Disziplinen mit einer Grenzziehungsproblematik konfrontiert sind. So argumentiert Luhmann, dass diese ihren Untersuchungsgegenstand ebenfalls durch eigene Beobachtungen verändern. Doch gestalte sich die Distanzierung in den Sozialwissenschaften als weitaus komplexer, schließlich ist die Gesellschaft nicht unter Laborbedingungen kontrollierbar. Dass die Gesellschaft nicht distanziert beobachtet werden kann, resultiert in einem ontologischen Problem: Beschreibungen des Systems sind immer auch eigene Selbstbeschreibungen und die Eigenbeteiligung am Objekt muss stets methodologisch kontrolliert werden. Dennoch gilt, dass ihr qua eigener Position lediglich Beschreibungen des Systems durch das System selbst möglich sind. So formulierte Gesellschaftsbeschreibungen sollten sodann immer auch zu selbst-reflexiven Schlüssen führen. Das ontologische Problem resultiere auch in der fehlenden Autorität zur gesellschaftlichen Metaposition, aus der heraus eine ‚objektive‘ Gesellschaftskritik formuliert werden könne (Luhmann 1993: 253-257).

⁵ Solch innerwissenschaftliche Diskurse werden von einzelnen Disziplinen, wissenschaftlichen Gemeinschaften, Institutionen aber auch einzelnen Forscher:innen geführt (Kaldewey 2016: 153).

ihrer Legitimations- und Grenzsicherungsdiskurse (*boundary work*) (Gieryn 1983). Sie können nicht getrennt werden von gesellschaftlichen Fremdbeschreibungen und externen, normativen Leistungserwartungen, denn sie bewegen sich notwendig in einer Dialektik zwischen internen Autonomiebestrebungen und internalisierten, externen Zuschreibungen (Gieryn 1983; Kieserling 2004; Kaldewey 2013, 2016). Aus wissenssoziologischer Perspektive ist von Sozialwissenschaftler:innen daher eine besondere epistemologische Wachsamkeit (Bourdieu et al. 1991: 15) gefordert: Da sie eben die Gesellschaft und ihre Phänomene zum Forschungsgegenstand machen, sind Sozialwissenschaftler:innen unweigerlich von alltagsgebundenen Hintergrundannahmen über die Gesellschaft geprägt. Ein Kernbestandteil der Forschung ist es folglich, Konstruktionsleistungen hinsichtlich des eigenen Forschungsobjektes durchzuführen, die von Alltagsvorstellungen und Erwartungen anderer Teilsysteme der Gesellschaft losgelöst werden sollen (Bourdieu et al. 1991: X).

Um das unübersichtliche Geflecht vielfältiger Selbst- und Fremdbeschreibungen der Sozialwissenschaften zu sortieren und die Leistungserwartungen seitens der Gesellschaft gegenüber der Wissenschaft einerseits und die (tatsächlichen) Systemleistungen der Wissenschaft einzuordnen, lohnt der Blick auf die historischen Debatten zur Frage, wie, für wen und wofür wissenschaftliches Wissen produziert wird. Denn im Laufe der Zeit wurde die Frage der Grenzziehung, die aufgrund der doppelten Hermeneutik für die Sozialwissenschaften keine einfache ist, immer wieder aufgegriffen. Und wenngleich es diese internen Debatten quasi schon immer gab, so sind im Zeitverlauf unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Polarisierungen vorgenommen worden (Hüther/Schimank 2023: 50), die jeweils eigene Argumentationsstränge und Einsichten auf die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz und Legitimität der Wissenschaften aufzeigen und entsprechend lehrreich auch für kontemporäre Debatten sein können.

3.1. Historischer Überblick

3.1.1. Lehren aus dem Werturteils- und Positivismusstreit

Die Distanzierung vom Untersuchungsgegenstand stellt sich all jenen (Sub)Disziplinen der Sozialwissenschaften, die sich der Erforschung gesellschaftlicher Verhältnisse und Phänomene widmen und somit ‚praktisch‘ werden wollen, ohne sich gleichzeitig durch ihre Werturteile mit der Praxis zu verstricken. Das Problem dieser Doppelstruktur (Kaldewey 2013; Mevissen 2019) stellt sich jedoch vornehmlich für die Soziologie, sodass die anfänglichen Reflexionsdebatten in der Gründerzeit der Soziologie in Deutschland (bekannt als ‚Werturteils- und Positivismusstreit‘) ganz unmittelbar vom Spannungsfeld zwischen Objektivität und Normativität, dem Verhältnis der Wissenschaft zu ihrer Umwelt und damit auch ihrem Grad an ‚Praxiswirksamkeit‘ geprägt wurden. Die paradigmatischen Ausarbeitungen der beteiligten Autoren, insbesondere Max Webers, werden weiterhin breit rezipiert und sein Wissenschaftsverständnis prägt bis heute maßgeblich das sozialwissenschaftliche Selbstverständnis von Forschenden (Albert 2010).

Im Zentrum der Debatten um die Deutungshoheit unterschiedlicher Orientierungen innerhalb der Soziologie stand die Frage, ob Forschende forschungsbasiert wertende Stellungnahmen zu praktischen Fragen (insb. aus der Politik) vornehmen dürfen bzw. sollen. Diese Fragestellung impliziert eine ganze Reihe von Überlegungen, die im Rahmen des Werturteils- und des Positivismusstreits zur Disposition gestellt wurden: Kann wertenden Aussagen, wenn sie auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen, ein ebenso objektiver Charakter zugeschrieben werden wie nicht wertenden? Wie ist mit dem normativen Gehalt im Untersuchungsgegenstand umzugehen - wie mit den normativen Überzeugungen von Forschenden? Kann die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis gar zur ‚Entzauberung der Welt‘ führen (Mevissen 2016: 201–205)?

Der Werturteilsstreit verlief zwischen zwei Lagern innerhalb des Vereins für Sozialpolitik, der 1872 gegründet wurde. Infolge des Streites kam es zu einer Abspaltung des Lagers um Max Weber und zur Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahr 1909. Die Anhängerschaft der ‚wertenden Wissenschaft‘ (u. a. Gustav Schmoller, Eduard Spranger, Rudolf Goldscheid) und die Anhänger der ‚werturteilsfreien Wissenschaft‘ (u. a. Max Weber, Werner Sombart, Lujo Brentano) waren sich zunächst einig darüber, dass Werturteile eine unabdingbare Voraussetzung sozialwissenschaftlicher oder ökonomischer Erkenntnisgewinnung sind (Albert 2010). So arbeitete Max Weber ausführlich heraus, welche Rolle Wertungen als Voraussetzung und als Gegenstand in der Forschung spielen. Werte in ihrer Funktion als Voraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens finden sich beim einzelnen Forschenden. Beziehung zur Realität ist von individuellen Wertbeziehungen geprägt, die wiederum unabdingbar die Interessenschwerpunkte und Gegenstände wissenschaftlicher Arbeit (bewusst oder unbewusst) beeinflussen. Auch der Formulierung von Annahmen und Hypothesen zum untersuchten Gegenstand liegen Wertinterpretationen der Forschenden zugrunde. Doch sobald das normativ aufgeladene Objekt Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung wird, verliert es seinen Normcharakter - und die Wertinterpretationen der Forschenden müssen in gleicher Weise empirisch überprüft werden wie die als unplausibel empfundenen (Weber 1988[1904]: 159, 170-173; Weber 1988[1918]: 512, 531-532).

Mit diesen Ausführungen Webers stimmten auch die Hauptvertreter des ‚wertenden Lagers‘ überein, doch waren diese, im Gegensatz zum ‚werturteilsfreien Lager‘, von der Möglichkeit der Objektivität von Werturteilen überzeugt. Gerade der Vorgang der möglichst objektiven Untersuchung eines normativ aufgeladenen Gegenstandes mache es möglich, die so generierten objektiven Erkenntnisse (Seinsaussagen) in (wertende) Sollensaussagen zu überführen (Albert 2010: 25-26). Doch auch im Lager der wertenden Wissenschaft gab es unterschiedliche Auffassungen darüber, wie die (vermeintliche) Objektivität von wissenschaftsbasierten Werturteilen generiert wird: Spranger machte den objektiv-sachlichen Charakter von Werturteilen aus der Wissenschaft an deren wissenschaftlicher Unterfütterung fest (Spranger 1996[1913]: 130), wohingegen Schmoller sich auf das Ideal der Harmonisierung aller Werte im Sinne eines harmonischen Gesamtideals bezog - wobei es den Forschenden obliegt, eben solche Ideale wissenschaftsbasiert herzuleiten (Schmoller 1998[1911]). Der Konflikt um die Universalität eines Wertekanon – auf den sich auch die Wissenschaft

beziehen bzw. auf diesen hinarbeiten könne – tauchte auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Debatte zwischen Jürgen Habermas und Niklas Luhmann⁶ erneut auf.

Max Weber – sowie weitere Vertreter:innen des werturteilsfreien Lagers – nahm hingegen eine strikte Trennung von Tatsachen- und Werturteilsfragen vor. Zur Beurteilung von Tatsachenfragen diene eine durch wissenschaftliche Forschungsarbeit vorangetriebene Annäherung an objektive Wahrheiten. Werturteile seien hingegen nicht falsifizierbar und könnten von der Wissenschaft entsprechend weder widerlegt noch bewiesen werden. Zwar könnten Werturteile auf ihre innere Logik überprüft und hinsichtlich ihrer Rationalität beurteilt werden, doch stelle Widerspruchslosigkeit kein hinreichendes Kriterium für Objektivität dar. Schließlich können verschiedene widerspruchsfreie Wertekanons im Widerspruch zueinanderstehen, ohne dass objektiv beurteilt werden könne, nach welchem Kanon nun gehandelt werden solle. Folglich könne auch Wissenschaft nicht dazu herangezogen werden, die Wertekollisionen, die der ‚Polytheismus der Werte‘ moderner Gesellschaften notwendig hervorbringt, aufzulösen – wenngleich die Wissenschaft den Rationalitätsgrad von Wertentscheidungen erhöhen könne. Konkret formuliert die Wissenschaft zwei Arten von Kritik: die technische Kritik, basierend auf kausalen Analysen von Wissenschaft, und die sozialphilosophische Kritik, die den normativen Gehalt von Handlungsmöglichkeiten herausarbeitet und vergleicht (Weber 1988[1904]: 149-151; 1988[1919]: 603-604). Die Sozialwissenschaft in ihrer Rolle als Orientierungswissenschaft könne der Praxis so zwar keine Wegweiser, doch aber eine Landkarte möglicher und alternativer Handlungsmöglichkeiten bieten (Oldenberg 1996[1913]: 97).

In seinen Ausführungen gibt Max Weber folglich eine exakte Antwort darauf, wo die Spielräume und Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion im Allgemeinen sowie technischer und sozialphilosophischer Kritik im Besonderen liegen und wie dieses auf die Rolle von Wissenschaft in der Gesellschaft zurückspielt. Nichts Geringeres als die ‚Entzauberung der Welt‘ erziele Wissenschaft durch die von ihr angetriebene inkrementelle Rationalisierung und Intellektualisierung (Weber 1988[1919]: 612). Seine Ausführungen zur Wissenschaftspraxis waren später auch eine der Grundlagen des Positivismusstreits, der auch als Fortsetzung des Werturteilsstreites angesehen wird (Albert 2010: 41).

Der Positivismusstreit war als solcher durchaus vielschichtig – im Kern ging es um divergierende Konzepte der Methodeninterpretation sozialwissenschaftlicher Praxis seitens des kritischen Rationalismus (insb. vertreten durch Karl Popper und Hans Albert) einerseits sowie der kritischen Theorie der Frankfurter Schule (insb. vertreten durch Theodor Adorno

⁶ In den Sozialwissenschaften ist die Habermas-Luhmann-Kontroverse ein langjähriges Diskussionsthema. Die zentral debattierte Frage ist, ob eine Gesellschaft ohne ein gemeinsames Verständnis von Werten und Normen funktionieren kann. Jürgen Habermas argumentiert, dass solches Verständnis für das Funktionieren der Gesellschaft unerlässlich ist. Er behauptet, dass wesentliche Werte und Normen wie Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit notwendig sind, damit eine Gesellschaft existieren kann. Niklas Luhmann hingegen vertritt die Auffassung, dass die Gesellschaft aus vielen Teilsystemen besteht, die unabhängig voneinander funktionieren. Er postuliert, dass diese zu komplex sind, um durch ein gemeinsames Verständnis von Werten und Normen verstanden zu werden (Füllsack 2010).

und Jürgen Habermas) andererseits (Schnädelbach 1972: 88). Der Streit soll (und kann) hier nicht in seiner Gänze wiedergegeben werden – vielmehr sollen entsprechend des Forschungsinteresses der Verfasserin der Dissertation, die Argumente zum Theorie-Praxis-Problem in Verbindung mit dem Weberschen Wissenschaftsverständnis aufgezeigt werden.

Das Theorie-Praxis-Problem im Positivismusstreit fokussiert die Frage, in welchem Verhältnis Wissenschaft zu praktischen Problemen steht bzw. in welcher Art und Weise mit praktischen Problemen umgegangen werden sollte. Auch im Positivismusstreit spielte dabei die Frage, ob normative Sätze wissenschaftlich begründbar sind, eine prävalente Rolle. Somit wurde auch weiterhin darüber diskutiert, ob die strikte Webersche Trennung von deskriptiven und normativen Sätzen aufrechtzuerhalten sei, wenn doch die Konsequenz sein müsste, dass praktische Probleme folglich nicht wissenschaftlich gelöst werden können. Die hier gegenüberstehenden Lager des realistischen Erkenntnismodells nach Karl Popper sowie der dialektischen Sozialwissenschaft der kritischen Theorie thematisieren folglich auch (aber nicht primär), welche Funktion Wissenschaft in der Gesellschaft, unter Berücksichtigung einer (vermeintlichen) Werturteilsfreiheit, überhaupt übernehmen könne. Wenn also der Vernunftstatus der Zwecke eingeklammert und sich die Wissenschaft nur um den erfolgreichen Mitteleinsatz bemühen würde (vgl. Weber (1988[1904]: 150-151): Erhöhung des Rationalitätsgrads von Entscheidungen, deren Gegenstand und seine Beurteilung aber nicht bei der Wissenschaft obliegt)), verfiere die Wissenschaft, so Adorno, in eine ‚methodenkompetente Resignation‘ (Adorno 1989[1969]: 142-143). Noch drastischer formuliert wird dem Lager der Rationalisten gar vorgeworfen, sich der Indienstnahme autoritärer oder totalitärer Herrschaftspraktiken nicht kategorisch zu verschließen, wenn Fragen nach ‚richtigen‘ oder ‚guten‘ Zwecken wissenschaftlichen Wissen aus der eigenen Zuständigkeit ausgeklammert würde (König 1972: 226). Stattdessen müsste sich die Soziologie bzw. müssten sich die Sozialwissenschaften nicht als positivistisch, sondern als historisch kontingent verstehen und sich entsprechend in der Totalität des Zeitgeistes und seiner Ideologien begreifen. Bezogen wird sich dabei auf die Ausführungen Karl Mannheims zur Wissenssoziologie⁷, in denen er die Objektivität als solche in Frage stellt. So argumentiert er, dass soziologisches Wissen inhärent mit den Denktraditionen einer Epoche (Seinsgebundenheit von Wissen) verflochten und zudem von individuellen ‚Seinsfaktoren‘ (Generation, Klasse, Denkschule) determiniert sei (Seinsverbundenheit des Wissens) (Mannheim 1969[1929]: 73, 237, 259; Srubar 2010: 56-57). Wenngleich auch Max Weber von einer historischen Kontingenz von soziologischem Wissen ausgeht (Weber 1988[1904]: 154-155), positioniert sich Karl Mannheim dennoch in Opposition zu Max Weber, wenn er schlussfolgert, dass der relationale Charakter von Wissen eine strikte Trennung von Sachaussagen und Werturteile negiere (Knoblauch 2010: 113). Stattdessen brauche es eine wissenssoziologisch geschulte ‚freischwebende Intelligenz‘, die über die historischen

⁷ Mannheims Ausführungen zur Wissenssoziologie riefen ebenfalls eigene Kontroversen hervor, die im Rahmen des ‚Streits um die Wissenssoziologie‘ geführt wurden (Srubar 2010).

Kontingenzen unterschiedlicher Denkstandpunkte aufklärt, um diese Resultate der Gesellschaft als Zeitdiagnosen zur Verfügung zu stellen (Srubar 2010: 57).

Selbstredend wehrten sich Vertreter des kritischen Rationalismus gegen eine solche Darstellung ihres Wissenschaftsverständnisses: Die Verstrickung von Sozialwissenschaft und Gesellschaft mache einerseits eine methodologisch untermauerte Abgrenzung unabdingbar, damit Probleme und Fragestellungen der Praxis aufgenommen und in Lösungen überführt werden können. Diese stellen sich dem Falsifikationsprinzip, das so etwaigen Irrtümern vorbeugen könne. So gelänge der Umbau der Gesellschaft in Richtung (potenziell) einlösbarer Ziele. Der aufklärerische Impetus der wertverbundenen kritischen Theorie, so lautete die Gegenrede, könne auch durch eine dialektische Sozialanalyse nicht herleiten, welcher Letztbegründung etwaiger Zwecke sie sich denn nun bediene – dieser Kritikpunkt wurde ebenfalls im Rahmen der Habermas-Luhmann Kontroverse⁸ fortgeführt.

Welche Lehren können aus dem Werturteils- sowie dem Positivismusstreit gezogen werden? Wie bereits zu Beginn dieses Abschnittes beschrieben, ist es das Webersche Wissenschaftsverständnis, das bis heute die Selbstbeschreibungen der Sozialwissenschaften prägt. Seine Werke zur Objektivität und Werturteilsfreiheit der Wissenschaft und das dort zugrunde gelegte Wissenschaftsverständnis spielen für die wissenschaftstheoretische Grundlegung der Sozialwissenschaften bis heute eine bedeutende Rolle (Hennen 2019: 27). Der Positivismusstreit konnte hingegen wenig Neues zu einer Konklusion oder auch nur stückweisen Resolutionen beitragen. Die verbreitete Meinung postuliert, dass die beteiligten Autor:innen „zügig aneinander vorbeigeredet“ (Ritsert 2010: 128) bzw. sich gar missverstanden hätten (Ritsert 2010; König 1972; Schnädelbach 1972). Entsprechend wird resümiert, dass die grundlegenden Fragen nach dem Stellenwert von Werturteilen in der Wissenschaft sowie dem Verhältnis von Wissenschaft zur Gesellschaft nicht geklärte Fragen darstellen, die in immer neuem Gewand die wissenschaftsinternen Diskussionen und Selbstbeschreibungen geprägt haben und prägen werden (Albert 2010; Ritsert 2010).

3.1.2. Lehren aus der ‘Entzauberung zweiter Ordnung’

In den 1960er-Jahren bewegten sich die Sozialwissenschaften weiterhin zwischen Engagement und Distanzierung und wurden breitenwirksam: Einerseits nahm die Zahl an Studierenden der Fächer stetig zu und die sozialwissenschaftlich ausgebildeten Fachkräfte verteilten sich auf dem Arbeitsmarkt. Zum anderen war der Ausbau des Wohlfahrtsstaates mit seinem hohen Maß an Staatsinterventionismus vom Impetus einer Bildungsoffensive geprägt, die mit entsprechenden Neugründungen an Universitäten einherging. Diese Wissenschaftseuphorie – gekennzeichnet durch die Übernahme soziologischen Vokabulars in gesellschaftliche Diskurse und die gezielte staatliche Förderung von Forschungsprogrammen zur Erforschung, Begleitung und Absicherung gesellschaftlicher Transformationsprozesse (hier zu nennen wäre etwa das BMBF-geförderte Forschungsprogramm ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘) (Bau 2023: 46),

⁸ Siehe Fußnote 6

prägten gesellschaftliche Erwartungshaltungen an Wissenschaft als ‚gesellschaftliche Produktivkraft‘. Doch wurden die hohen Erwartungen enttäuscht und die Forschungsprogramme scheiterten zumeist daran, prospektives Gestaltungswissen zur Verfügung zu stellen, da ihre Erkenntnisse sich als wenig praxistauglich erwiesen (Bau 2023: 46; Mevissen 2019: 51-53).

In den deutschen Debatten waren es vor allem Ulrich Beck und Wolfgang Bonß (1989), die das evidente Scheitern gesellschaftsgestaltender Bemühungen seitens der Sozialwissenschaften im Rahmen der sogenannten Verwendungsforschung beschrieben und begründeten. Die Autoren schlossen dabei an Max Webers Postulat der Entzauberung der Welt durch Wissenschaft an und argumentieren, dass dieser Impuls schlichtweg überholt und es bereits zu einer ‚Entzauberung zweiter Ordnung‘ gekommen sei: Die Gesellschaft selbst habe aufgrund der beschriebenen Breitenwirksamkeit der Sozialwissenschaft bereits eine primäre Versozialwissenschaftlichung erfahren – die Forschenden träfen also in der Praxis nicht (mehr) auf „soziologielose Eingeborene“ (Beck/Bonß 1989: 40). Die Wissenschaft habe sich folglich selbst entzaubert, denn mit der gestiegenen Nachfrage nach sozialwissenschaftlichem Wissen, der Ausbreitung eines ‚laienhaften Umgangs‘ und dem wachsenden Verständnis für die Eigenarten und insbesondere Grenzen sozialwissenschaftlichen Wissens habe die Sozialwissenschaft „die Aura definitiv wahrer Erkenntnisse“ (Beck/Bonß 1989: 25) verloren. Vielmehr nimmt die Praxis kein vermeintliches Rationalitätsgefälle mehr wahr – Wissenschaft liefere schlicht kein besseres, sondern nur anderes Wissen, welches zudem wenig Handlungsrelevanz habe. Begründet wird dies wie folgt: Wenn Wissenschaft die Handlungszwänge der Praxis nicht als Ausgangspunkt ihres wissenschaftlich generierten Handlungswissen nimmt, sondern diese selbst zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht, produziere sie weniger konkretes Handlungswissen als Wissen darüber, wie die Wirklichkeit auch anders möglich wäre. Dieses Wissen sei für die Praxis wenig anschlussfähig und könne so gar nicht übernommen werden.

Unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Eigenlogiken von Wissenschaft und Praxis kann eine Verwendung wissenschaftlichen Wissen folglich überhaupt nicht als Anwendung begriffen werden. Vielmehr muss wissenschaftliches Wissen seiner epistemologischen Identität entkleidet und von Praxisakteuren reproduziert werden. Die Verwendungsforschung führt dafür den Begriff der Übersetzung an: Wissenstransfer ist demnach immer auch eine Übersetzungsleistung zwischen unterschiedlichen Sprachen: der Sprache des Wissenschaftssystems und der des jeweiligen Anwendersystems (Beck/Bonß 1989; Neun 2016: 341). Für die Verwendung wissenschaftlichen Wissens in der Praxis bedeutet dies, dass es „nur im Durchgang durch Interpretationen aktiv konsumiert werden kann. Der Verwendungsprozeß vollzieht sich ganz und gar im Medium von Sprache und Interpretation, genauer, im Bruch zwischen Sprachen [...]“ (Beck/Bonß 1989: 26). Wenngleich Ulrich Beck und Wolfgang Bonß wenig expliziten Bezug zur Differenzierungstheorie herstellen, fügen sich ihre Argumentationen doch sehr gut in die Ausführungen zu den differenzierungstheoretisch begründbaren Übersetzungsprozessen zwischen Teilsystemen ein (vgl. Abschnitt 2). So verwenden die Autoren nicht den allgemeingebräuchlichen Übersetzungsbegriff im Sinne einer (weitestgehenden) Gleichbedeutung der Wörter bei unterschiedlichen Sprachen. Vielmehr

versteht sich hier die Übersetzung als Anpassung eines Wissensbestandes an institutionelle Eigenrationalitäten unterschiedlicher Teilsysteme (Beck/Bonß 1989: 38). Neuere Arbeiten zu Übersetzungsverhältnissen innerhalb und zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen nehmen dieses Verständnis der Übersetzung auf: So argumentiert bspw. Renn, dass bei „Übersetzungen über [System]Grenzen hinweg immer beide Seiten in ihrer spezifischen Selektivität beteiligt sind und dass das Ziel der Übersetzung nicht die Identität der Bedeutung und die Verschmelzung der Horizonte sein kann“ (Renn 2006: 500) – eine wichtige Erkenntnis, die auch auf die Grenzen transdisziplinärer Forschungsarbeit hinweist und im weiteren Verlauf dieser Arbeit entsprechend aufgegriffen wird.

Im Zuge der Verarbeitung enttäuschter Erwartungen an die praktische Wirksamkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie der Erhöhung des Rationalitätsniveaus der Gesellschaft selbst (Stichwort: Versozialwissenschaftlichung, s. o.), rückte die Frage der praktischen Anwendbarkeit und der gesellschaftlichen Nützlichkeit verstärkt in den Hintergrund. Entsprechend dominiert auch heute das Modell einer curiositas-getriebenen Wissenschaft samt einem linearen Wissenstransferverständnis (i. e. Lehre, Wissenschaftskommunikation, vgl. Abschnitt 3.2.1.) die Bemühungen um gesellschaftliche Relevanz und Verwendung wissenschaftlichen Wissens (Simon/Knie 2021: 65-66; Schimank 2024: 441-443). Wissenstransfer wird dabei eher als (leidiges) Nebenprodukt der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit wahrgenommen und passiert überwiegend zufällig – wenn denn die explizite Nachfrage seitens der Praxis oder das dezidierte Interesse der Forschenden besteht, die forschungsbasierten Erkenntnisse nach außen zu tragen. Dennoch wird weitestgehend einhellig davon gesprochen, die Art und Weise der Wissenschaftskommunikation zu verbessern, indem bspw. neue Kommunikationskanäle und -formate entwickelt bzw. bedient werden (vgl. Abschnitt 3.2.2.).

Die Lehren der Verwendungsforschung – nämlich der Blick auf die Komplexität des Verhältnisses von Erkenntnisproduktion und -verwertung werden im ersten Aufsatz vertieft thematisiert. Diese Einsichten werden zur Grundlage genommen, ein breites Spektrum prävalenter Transferpraktiken herauszuarbeiten, die unterschiedlichen Transferverständnissen und -erwartungen entsprechen. Transferpraktiken erfüllen jeweils eigene Leistungen und Funktionen, die die Sozialwissenschaften derzeit ausfüllen bzw. als Systemleistung erbringen. So wird aufgezeigt, wie das Spektrum der tatsächlichen empirisch vorfindbaren Transferpraktiken, die sich zwischen primär erkenntnisorientierten Varianten (Disziplinarität) und primär gestaltungsorientierten Varianten (Transdisziplinarität) bewegen, auch Synergiepotenziale offenbart, die dazu genutzt werden können, wissenschaftlich fundierte und praktisch verwertbare Beiträge zur Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen zu generieren.

3.2. Semantiken der Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Rollenbeschreibungen

Quer zu den historischen Kontroversen, die hier grob nachgezeichnet wurden, entwickelten sich über die sozialwissenschaftlichen Selbstbeschreibungen hinaus auch drei konkrete Ansätze unterschiedlicher Theorien, die jeweils eigenen Wissenschafts- und Transferverständnissen nachgehen. Mit dem linearen, dem finalisierten und dem hybridisierten

Modell zum Wissenschafts-Praxis-Verhältnis wird jeweils versucht, das grundlegende Spannungsverhältnis zwischen der (vermeintlich) objektiven Gültigkeit wissenschaftlicher Forschung und der gesellschaftlichen Relevanz produzierter Erkenntnisse zu versöhnen. Dabei wird insbesondere die Frage thematisiert, ob und wie die Wissenschaft die Gesellschaft und umgekehrt die Gesellschaft die Wissenschaft produktiv befruchten kann. Die Modelle sind daher weniger von epistemischen als von normativen Argumenten geprägt und stehen insbesondere die jeweiligen Auffassungen zum Verhältnis des Wissenschaftssystems zur (gesellschaftlichen wie natürlichen) Umwelt im Fokus (Maasen/Dickel 2016: 226).

3.2.1. Das lineare Modell

Das lineare Modell entspringt dem sog. „Elfenbeinturm-Selbstverständnis“ (Schimank 2024: 441) und ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts die prävalente Selbstbeschreibung des Wissenschaftssystems gegenüber anderen Teilbereichen der Gesellschaft (ebd.). In Weberscher Tradition – und stets verteidigt gegenüber Ansätzen einer wertenden Sozialwissenschaft oder der kritischen Theorie (vgl. Abschnitt 2.1.) – bezieht sich das Modell auf das Humboldtsche Verständnis von Wissenschaft und Wissenstransfer. Wilhelm von Humboldt argumentierte, dass sich die Wissenschaft nur dann von externen Zugriffen und Steuerungsversuchen befreien und zugleich auch nur dann weitgehend werturteilsfrei forschen könne, wenn sich alles Erkenntnisbestreben frei von außerwissenschaftlichen Beweggründen, Erwartungen und ausschließlich unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten entfalten könne (von Humboldt 2010[1809/10]: 98-99). Entsprechend beschreibt das lineare Modell ein Verständnis des Wissenschafts-Praxis-Verhältnisses, das die wissenschaftliche Wissensproduktion als möglichst unabhängig von externen Interessen und Relevanzzuschreibungen begreift und das in der Forschungsarbeit dem Curiositas-Motiv folgt – also die schlichte wissenschaftliche Neugier als Treiber des Erkenntnisfortschrittes. Der Erkenntnisgewinn wird also um seiner selbst willen verfolgt, ohne dass eine weitere gesellschaftliche Nutzung oder Relevanz als Faktoren in der Formulierung von Fragestellungen berücksichtigt werden (Schimank 2012, 2024).

In dieser eher traditionellen Logik wissenschaftlicher Praxis findet ein sinnvoller und produktiver Wissenstransfer in außerwissenschaftliche Praxisfelder – wie bspw. Medien, Politik und Zivilgesellschaft – in der Regel erst am Ende eines Forschungsprozesses statt. Bewusst angeregter Wissenschaftstransfer erfolgt dann entweder, weil es dafür eine Gelegenheit oder eine Nachfrage gibt, oder weil es im Interesse der Wissenschaftler:innen selbst oder ihrer Institutionen liegt. Ansonsten verbleibt der Wissenstransfer überwiegend innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft selbst und funktioniert über Publikationen sowie Konferenz- oder Blogbeiträge. Es besteht jedoch die breit geteilte Einsicht, dass die Kanäle und Formate der Publikation, aber auch die Kommunikation sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse als solche in vielen Fällen deutlich verbessert und erweitert werden müsste, um die oft geforderte Verständlichkeit für eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit zu erhöhen (Warsewa et al. 2020: 288; Wissenschaftsrat 2021). Wissenstransfer im Sinne einer effektiveren Wissenschaftskommunikation wird insb. förderpolitisch zunehmend gefordert (Wissenschaftsrat 2021: 15-16) und entsprechende Bemühungen, wie z. B. den Transfer als

‚dritte Mission‘ zu etablieren (s. o.), sind an vielen Stellen zu beobachten (Maasen/Sutter 2022).

3.2.2. Das finalisierte Modell

In den 1970er-Jahren begannen erste Diskussionen über die These der ‚Finalisierung der Wissenschaft‘ (Böhme et al. 1973)⁹. Befürworter:innen dieser These plädieren für eine quasi notwendige und zumindest phasenweisen Öffnung der Wissenschaft gegenüber Themen und Problemen von Gesellschaft, um Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass wissenschaftliche Forschungsarbeit auch unter Berücksichtigung sozialer und/oder politischer Interessen vollzogen werden kann. Den Überlegungen zugrunde liegt der Anspruch, dass die Wissenschaft näher an den Ursprung gesellschaftlicher Praxis herangebracht und eine Indienstnahme der Wissenschaft durch die Gesellschaft im Sinne gesellschaftlicher Bedürfnisse und Entwicklung ermöglicht werden sollten (Böhme et al. 1972, 1973). Begründet wird dieser Impuls mit einem von den Autor:innen entwickelten Phasenmodell der Wissenschaft. Nach der theoretischen Reife – einer Phase der Grundlagenforschung, frei von externen Eingriffen – genügten innerwissenschaftliche Kriterien nicht mehr zur Fortentwicklung der jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen. Der externe Einfluss bzw. das Öffnen gegenüber der Umwelt sei geboten, um einerseits neue Fragestellungen für Wissenschaft zu generieren, aber gleichzeitig eben auch, wie zuvor erwähnt, um den gesellschaftlichen Nutzen der Wissenschaft zu erhöhen (Böhme et al. 1973: 134-136). Es wurde gar gefordert, dass, bei hinreichender ‚Reife‘ einer Wissenschaftsdisziplin, die Finalisierungsthese im Sinne einer wissenschaftstheoretischen Kartografie fortentwickelt und diese zur politischen Forschungsplanung freigegeben werden soll, sodass der externe Einfluss folglich auch die interne Struktur und Logik der Wissenschaftsdisziplin determiniert (Pfetsch 1979: 118). Eine solche Form der Reife erlangen aber nur all jene Wissenschaftsdisziplinen, denen ein geteiltes Forschungsparadigma zugrunde liegt, das tatsächlich erschöpfend erforscht werden kann. Da es in den Sozialwissenschaften kaum ein solches, allseits geteiltes Paradigma gibt, sind diese aus den Ausführungen der Finalisierungsthese auszuklammern. Nichtsdestoweniger wird die Finalisierungsthese hier aufgeführt, da sie sich einerseits grundlegend mit dem Wissenschafts-Praxis-Verhältnis auseinandersetzt. Andererseits strahlten die Debatte und insbesondere ihre Kritiken auch auf die Sozialwissenschaften aus:

Im Zentrum der Kritik, die durchaus stark ausfiel und auch medial ausgetragen wurde, stand insbesondere die Sorge um die Autonomie von Forschung und der Indienstnahme von Wissenschaft durch gesellschaftliche Partikularinteressen (Pfetsch 1979: 119-120; Maasen/Dickel 2016: 228). So verwies bspw. Ralf Dahrendorf in seiner Replik auf die bereits

⁹ Das Autorenkollektiv G. Böhme, W. van den Daele und W. Krohn war Teil der Arbeitsgruppe „Alternativen in der Wissenschaft“ am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt, die von Carl Friedrich von Weizsäcker und Jürgen Habermas geleitet wurde. Die innerinstitutionellen Diskussionen wurden 1976 verstärkt öffentlich fortgeführt, als Kritiker der Finalisierungsthese zur Konferenz mit dem Namen ‚Gefährdete Wissenschaft‘ in München einluden. Daraufhin wurde die Debatte gar über nationale Zeitungen weitergetragen und, an Stellen durchaus polemisch, politisiert (Pfetsch 1979).

im Werturteilsstreit viel diskutierte Frage der Notwendigkeit einer Trennung von Können- und Sollens-Aussagen. Er warf ein, dass die Notwendigkeiten des Handelns stets darüber hinausgehen, was wissenschaftliche Erkenntnis liefern könne. Weiter führte er aus, und argumentierte dabei ähnlich wie Ulrich Beck und Wolfgang Bonß, dass die sozialen Wirkungen von Theorien nicht bestimmbar und die Anwendungsbedingungen von wissenschaftlichem Wissen nicht kontrollierbar, i. e. vom Forschenden nicht 'einkalkulierbar' seien. Die eigentliche Leistung von Wissenschaft bleibe indes weiterhin die aufklärende Funktion, indem sie von der Gesellschaft zur Kritik von Werturteilen aller Art, aber auch zur Sozialkritik als solcher herangezogen wird (Dahrendorf 1976).

3.2.3. Das hybridisierte Modell

Das Modell der Hybridisierung der Wissenschaften beschreibt eine Vielzahl neuer(er) Forschungsansätze, die sich auf verschiedenen Punkten der Skala zwischen einer (weit möglichst) distanzierten und autonomen Wissenschaft (lineares Modell) und einer Externalisierung von Wissenschaft (finalisiertes Modell) bewegen (Maasen/Dickel 2016). Die verschiedenen Ansätze versuchen, den epistemischen Kern von Wissenschaft zu bewahren und gleichzeitig die sich stets im Wandel befindenden externen Interessen kontinuierlich und selbstreflexiv zu berücksichtigen. Ein zentraler Unterschied des hybridisierten Modells gegenüber dem finalisierten ist, dass die Finalisierungsthese eine Öffnung für externe Zielsetzung nur dann für Forschungsfelder vorsieht, wenn diese an einem post-paradigmatischen Entwicklungspunkt angekommen sind – die Theoriebildung hat also Vorrang vor der Öffnung gegenüber externen Interessenlagen (Weingart 1997: 611).

Den Ansätzen im hybriden Modell ist gemein, dass versucht wird, das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in immer neuen Varianten auszugestalten; vereint in dem Ziel an der gesellschaftlichen Problembewältigung mitzuwirken, das unisono – wenn auch in unterschiedlicher Schwerpunktsetzung – verfolgt wird, gerecht zu werden, ohne sich extern determinieren zu lassen (Maasen/Dickel 2016: 228-229). Konkret nennen die Autor:innen hier den von Gibbons et al. (1994) eingebrachten Ansatz der Mode 2 Forschung, der einen umfassenden Umbau des Forschungs- und Wissenschaftssystems fordert, um externe Ansprüche und Erwartungshaltungen an Wissenschaft substanzieller zu berücksichtigen. Der Mode 2 Ansatz ist jedoch nur einer von mehreren Ansätzen überarbeiteter Selbstbeschreibungen und Typologisierungen von (Sozial)Wissenschaften, die in jeweils unterschiedlicher Konnotation für eine arbeitsteilige (also hybridisierte) (Sozial)Wissenschaft plädieren, um internen Selbstbeschreibungen sowie externen Fremdbeschreibungen des Wissenschaftssystems gerecht zu werden (Maasen/Dickel 2016: 228-229). Im Folgenden werden der Mode 2 Ansatz nach Gibbons et al. (1994) und Nowotny et al. (2003) sowie die Ansätze hybridisierter Wissenschaften nach Stokes (1997) und Burawoy (2005, 2015) vorgestellt.

Mode 2 knowledge production

Der Begriff der Mode 2 Forschung hat, nach seiner ersten Einführung im Jahr 1994, inzwischen diverse Debatten um herkömmliche und neuere Wissenschafts- und Transferverständnisse

geprägt und somit viel grundlegende Argumentationsarbeit geleistet, wenn es um eine, so wird es von den Autor:innen behauptet, ‚Neuaustrichtung‘ der Forschungstätigkeit im Lichte gesellschaftlicher Transformationsdynamiken geht (Jahn et al. 2012). In ihren Publikationen (insb. Gibbons et al. 1994; Nowotny et al. 2003) hat das Autor:innenkollektiv umfänglich dargelegt, welche strukturellen Faktoren auf die Wissenschaft eingewirkt haben, sodass der etablierte Mode 1 der Wissensproduktion sukzessive vom Mode 2 abgelöst würde. Das ‚alte Paradigma‘ wissenschaftlicher Forschung (Mode 1), das durch die singuläre Verantwortlichkeit der Wahrheitsproduktion gekennzeichnet ist und mittels Disziplinen strukturiert und durch das hohe Gut der Wissenschaftsfreiheit und der Autonomie der Wissenschaftler:innen und ihrer Institutionen flankiert ist, würde durch ein neues Paradigma der Wissensproduktion (Mode 2) abgelöst, das anwendungsorientiert und disziplinübergreifend ist und multiplen Verantwortlichkeiten unterliegt (Nowotny et al. 2003: 179). Als Grund für den Übergang von Mode 1 in Mode 2 nennen die Autor:innen eine Anzahl gesellschaftlicher Veränderungsprozesse: So würde es eine steigende politisch motivierte Einflussnahme auf Forschungsprioritäten geben, die auf die Auswahl von Forschungsobjekten einwirken würde. Des Weiteren beschreiben die Autor:innen eine Neuaustrichtung in der Rechenschaftspflicht von Wissenschaft: So seien Validierungs- und Evaluationsprozesse nicht mehr ausschließlich professioneller oder kollegialer Natur, sondern zunehmend ein Bereich organisationaler und managerialer Kompetenz (Nowotny et al. 2003: 181-184). Unter diesen Bedingungen würde die Mode 1 Wissenschaft nicht (mehr) hinreichend funktionieren – einen Claim, den die Autor:innen nicht mit empirischer Untersuchung zu untermauern versuchen, sondern lediglich als ‚reflexive These‘ kennzeichnen (Nowotny et al. 2003: 186). Mode 2 hingegen, so führen es die Autor:innen weiterhin aus, füge sich aufgrund eigener Charakteristika besser in diese Dynamiken ein. Zu diesen gehören¹⁰ (Nowotny et al. 2003: 188-189):

- Anwendungsorientierte Wissensproduktion: Wissenschaftliches Wissen würde im breiteren Kontext seiner An- und Verwendung produziert, worunter die Autor:innen auch die Genese der Problemstellung und die der Methodenauswahl fassen.
- Trans-disziplinarität¹¹: Das produzierte Wissen würde eine breite Spanne an disziplinübergreifenden Theorien und Methoden zugrunde liegen und sich nicht einer spezifischen Disziplin zuordnen lassen.
- Institutionelle Heterogenität: Die Autor:innen beobachten eine zunehmend heterogenisierte Landschaft an Wissensproduzenten. Neben Universitäten würden nun

¹⁰ Die deutsche Übersetzung der einzelnen Faktoren wurde von Maasen und Dickel (2016: 229) übernommen.

¹¹ Das Autor:innenkollektiv um Gibbons, Nowotny und Scott verfolgt hier ein Verständnis von Transdisziplinarität, das von dem im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit abweicht vielmehr dem etablierten Verständnis von Interdisziplinarität gleicht, schließlich beschreibt es die disziplinübergreifende Zusammenarbeit an einer gemeinsamen Fragestellung. Der Bindestrich unterstreicht diesen Unterschied und wurde daher übernommen. An dieser Stelle soll aber auch angemerkt werden, dass der allgemein etablierte Begriff der Transdisziplinarität missverständlich ist, insofern er aufgrund seiner Etymologie eine disziplinübergreifende Wissenschaft impliziert (Interdisziplinarität), wo doch vielmehr eine *transwissenschaftliche* Forschung (also der ko-produktiven Forschung mit außerwissenschaftlichen Akteuren) gemeint ist (Schimank 2024: 445).

auch Stiftungen, think tanks, Beratungsunternehmen etc. in der Forschungscommunity agieren.

- ‚Social Accountability‘ und Reflexivität: Der Prozess der Wissensproduktion sei nun von dialogischen Kommunikationsprozessen zwischen Forschenden und Beforschten geprägt, was auch zu erhöhter Sensibilität gegenüber dem Forschungskontext geführt habe.
- Nachfrageorientierte Qualitätskontrolle: Das Maß an Qualität wissenschaftlicher Forschung richte sich nun nicht mehr nur nach kodifizierten Schemata des peer group review, sondern auch nach außerwissenschaftlichen Kriterien.

Die Veröffentlichungen der Autor:innen haben viel Kritik nach sich gezogen – so wurde ihnen, nach eigenen Aussagen von Nowotny et al. (2003: 179), vorgeworfen, ihre Argumente seien entweder banal oder simplifiziert. Zudem wurde die mangelhafte empirische Unterfütterung ihrer Thesen kritisiert (Neun 2018: 185 ff.). Etablierte Forscher:innen stünden den Argumenten entsprechend skeptisch gegenüber, so erklären es sich die Autor:innen, weil diese Forscher:innen „am meisten zu verlieren hätten“ (Nowotny et al. 2003: 179). In aktuelleren Publikationen zu neueren Forschungsformaten der Wissensproduktion fungiert ‚Mode 2‘ inzwischen überwiegend als Sammelbegriff all jener Formate, die sich als Alternative zur traditionellen disziplinären Grundlagenforschung begreifen. Wenn also von ‚Mode 2‘ die Rede ist, ist eine Vielzahl an Schlagbegriffen gemeint, die jeweils eigene Schwerpunktsetzungen ‚alternativer‘ partizipativer Forschungsmodi¹² beschreiben und je nach Publikation unterschiedlich benannt und definiert werden. Allen ist gemein, dass sie in jeweils unterschiedlicher Ausführung organisatorisch-inklusive Ko-Produktionen von Wissen beschreiben. Aber auch Ansätze der ‚Triple‘, ‚Quadruple‘ oder ‚Quintuple Helix‘ schlagen eine ähnliche argumentative Richtung ein, wenn sie versuchen ein alternatives Forschungsparadigma integrativer Wissensproduktion aufzuzeigen (Etzkowitz/Leydesdorff 2000; Carayannis/Campell 2010, 2019): So beschreibt die Triple-Helix die Zusammenarbeit von Universität, Staat und Industrie. In der Quadruple Helix wird ‚die Öffentlichkeit‘ (kulturelle wie mediale) einbezogen. In der Quintuple Helix wird die naturelle Umwelt als fünfte Helix inkludiert - das heißt, dass sich die Forschung explizit den Fragen der nachhaltigen Entwicklung widmet (Carayannis/Campell 2019: 45-50).

Die nachfolgenden zwei Ansätze, *Pasteur’s Quadrant* nach Donald Stokes und Michael Burawoy’s *public sociology*, argumentieren weniger für einen grundlegenden Umbau des Wissenschaftssystems, als dass sie eine arbeitsteilige Ausgestaltung der Forschungs- und Transferarbeit beschreiben (Stokes 1997) bzw. für diese plädieren (Burawoy 2005, 2015). Ebenso wie der Ansatz des Mode 2 beziehen sich die Ausführungen zu *Pasteur’s Quadrant* auf das Teilsystem Wissenschaft als Ganzes. Michael Burawoy’s Appell einer *public sociolog* bezieht sich ‚nur‘ auf die Soziologie, wenngleich es vielfältige Ausarbeitungen zur Verallgemeinerung auf die breiteren Sozial- bzw. Gesellschaftswissenschaften gibt. Auch die Intentionen hinter den jeweiligen Ansätzen sind unterschiedliche: Mode 2 sieht die

¹² siehe Fußnote 1.

Entwicklung dabei als notwendige Konsequenz gesellschaftlicher Transferdynamiken; Michael Burawoy begreift die *public sociology* hingegen als Wahrnehmung der gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft. Stokes wiederum hebt vielmehr den epistemologischen Nutzen der Forschung in *Pasteur's Quadrant* hervor.

Pasteur's Quadrant (1997)

Louis Pasteur (1822-1895) war französischer Naturwissenschaftler, dessen Forschungsarbeiten sich konkreten praktischen Problemstellungen seiner Zeit widmeten, wie bspw. dem schnellen Verderben von Essig, Bier, Wein und Milch, dem Milzbrand bei Schafen und Rindern und der Tollwut bei Tieren und Menschen. Zudem wurde seine Forschungstätigkeit von zahlreichen außerwissenschaftlichen Akteuren (Industrielle, Politiker, Landwirte etc.) unterstützt und gefördert. So führte seine Forschung auf dem Gebiet der Biogenese zur Erkenntnis, dass das Wachstum von Mikroorganismen für das Verderben von Getränken wie Bier, Wein und Milch verantwortlich ist. Die Anwendung des von ihm entwickelten Erhitzungsverfahrens führte zur Pasteurisierung von Milch, zum Bierbrauen in großem Maßstab, zur Weinherstellung und zu antiseptischen medizinischen Eingriffen (Stokes 1997: 12-13, 83). Diese Form und Ausrichtung der Forschungstätigkeiten diente Donald Stokes als Vorlage für eine von vier Typisierungen von Forschungs- und Transfertätigkeiten, welche sich je nach Grad des Erkenntnisinteresses und der Berücksichtigung einer praktischen Anwendbarkeit unterscheiden. Diese Typen validen wissenschaftlichen Arbeitens ordnete Donald Stokes in einen Quadranten ein:

Research inspired by...	Consideration of use?		
		No	Yes
Quest for fundamental understanding?	Yes	Pure basic research (Bohr)	Use-inspired basic research (Pasteur)
	No		Pure applied research (Edison)

Abbildung 1: *Quadrant Model of Scientific Research (Stokes 1997: 73)*

Der linke obere Quadrant umfasst Grundlagenforschung, die ausschließlich vom Curiositas-Motiv geleitet und vom Interesse des Erkenntnisgewinns und nicht vom (potenziellen) praktischen Nutzen getrieben ist. Sinnbildlich dafür nennt er die Arbeiten Niels Bohrs zum Atommodell. Der untere rechte Quadrant beinhaltet Forschungsaktivitäten, die ausschließlich am Verwendungszweck des Produkts der Forschungstätigkeit interessiert sind, ohne dass ein Mehrwert für das Forschungsfeld explizit verfolgt wird. Hier führt Donald Stokes Thomas Edison als Beispiel auf, der im Rahmen seiner Tätigkeiten strikt das Ziel der kommerziellen Verwendung des elektrischen Lichtes verfolgt habe. Der rechte obere Quadrant beschreibt dann eben all jene anwendungsorientierte Grundlagenforschung, die neben dem Erkenntnisinteresse auch den gesellschaftlichen Nutzen hinreichend berücksichtigt bzw. gesellschaftliche

Fragestellungen aufgreift und davon inspiriert (auch) Grundlagenforschung betreibt. Neben Louis Pasteur führt Donald Stokes hier beispielsweise auch Thomas Keynes Arbeiten auf, die zum Ziel hatten, die Prozesse moderner Ökonomien nicht nur zu verstehen, sondern auch zu verbessern. Der untere linke Quadrant ist nicht leer, vielmehr steht er für all jene Aktivitäten, die sich der strukturierten Untersuchung eines Phänomens widmen und dabei weder einen konkreten praktischen Nutzen noch einen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn explizit verfolgen¹³ (Stokes 1997: 72-74). Mit diesem Modell wollte Donald Stokes verdeutlichen, dass das Verhältnis von anwendungsorientierter und Grundlagenforschung entgegen etablierten Ansätzen nicht als lineares Spektrum, sondern als ontologisches Modell zu verstehen sei. Anhand der Forschungstätigkeiten Louis Pasteurs zeigte Donald Stokes nämlich auf, dass die herkömmliche dichotome Skala (basic vs. applied research) eben diese Forschungstätigkeiten nicht hinreichend abbilden könne. Aufgrund des starken Fokus auf grundlagenorientierte Forschungsarbeit sowie der bewussten und kontrollierten Maximierung des unmittelbaren Nutzens dieser Tätigkeit ist sie eben beides: grundlagen- und anwendungsorientiert.

Public Sociology (2005)

Als Auslöser der jüngeren Debatte um das Verhältnis der Soziologie zur Gesellschaft gilt die präsidentielle Antrittsrede „For Public Sociology“ des US-amerikanischen Soziologen Michael Burawoy anlässlich der Eröffnung des Kongresses der American Sociological Association (ASA) im Jahr 2004. Der Ruf nach einer öffentlichen Soziologie plädiert dafür, auf verschiedene Weisen mit außerwissenschaftlichen Akteuren in Verbindung zu treten und so eine praktische, gesellschaftliche Nützlichkeit zu generieren (Burawoy 2005). Die von Micheal Burawoy (2005, 2015) angeführten Varianten von Soziologie repräsentieren dabei unterschiedliche Selbstbeschreibungen, die in einer disziplinären Arbeits- und Funktionsteilung jeweils spezifische Positionierungen zur Gesellschaft darstellen. Die Typisierung soziologischer Selbstbeschreibungen organisiert sich dabei entlang der Fragen nach den Adressat:innen sowie nach der Art der soziologischen Wissensproduktion und unterscheidet einerseits zwischen akademischem und außerakademischem Publikum (für wen?) und andererseits zwischen instrumentellem und reflexivem Wissen (wofür?).

	Akademisches Publikum	Außerakademisches Publikum
Instrumentelles Wissen	professionell	angewandt
Reflexives Wissen	kritisch	öffentlich

Abbildung 2: Die soziologische Arbeitsteilung (Burawoy 2015: 63).

Die Forschungsarbeiten der professionellen Soziologie (*professional sociology*) richten sich primär an die wissenschaftliche Community und orientieren sich vorwiegend an

¹³ Es ist jedoch nicht ganz einfach, sich eine Form wissenschaftlicher Arbeit vorzustellen, die weder einen praktischen Nutzen noch einen konkreten Erkenntnisgewinn verfolgt.

innerwissenschaftlichen Relevanz- und Qualitätskriterien. Das Hauptaugenmerk richtet sich auf autonom generierte Fragestellungen und auf die Erweiterung der Wissensgrundlagen des Faches sowie die Fortentwicklung von theoretischen und methodischen Konzepten. Ob und in welcher Weise so produziertes instrumentelles Wissen in der Öffentlichkeit bzw. in gesellschaftlichen Verwendungen Wirksamkeit entfaltet, ist von nachrangiger Bedeutung und lässt sich, ganz nach Ulrich Beck und Wolfgang Bonß (1989) (vgl. Abschnitt 3.1.2.), allenfalls sehr indirekt, z. B. als allgemeine Verwissenschaftlichungsprozesse, nachverfolgen.

Im Unterschied dazu fungiert eine *angewandte Soziologie (policy sociology)* explizit und absichtsvoll als ‚Zulieferagentur‘ für wissenschaftliche Expertise (Wingens/Fuchs 1989: 217). Ihre Arbeiten richten sich an ein außerwissenschaftliches Publikum in Form von vielen verschiedenen Auftraggeber:innen in Politik, Unternehmen, Verbänden etc. und bewegen sich im Spannungsfeld zwischen instrumenteller Ressourcenorientierung und dem Nachweis praktischer Nützlichkeit. Hier treffen Fremd- und Selbstbeschreibungen in besonders kontroverser Weise aufeinander: Einerseits wird die Erwartung an wissenschaftliche Expertise betont, für Orientierung in zunehmend komplexen gesellschaftlichen Zusammenhängen zu sorgen, evidenzbasierte Grundlagen für Bewertungen und Entscheidungen zu liefern und damit eine wichtige Informations-, Kontroll- und Integrationsfunktion auszuüben. Andererseits wird auf die Risiken der Ökonomisierung und Politisierung von wissenschaftlicher Praxis verwiesen und vor unerwünschter Indienstnahme für partikulare Interessen gewarnt (Merkel 2021).

Die Arbeiten der *kritischen Soziologie (critical sociology)* verstehen sich dagegen zumeist explizit als kritische, reflexive Zeitdiagnosen. Hier dominiert in der Selbstbeschreibung der Topos der Aufklärung über Zustände und Entwicklungen in der Gesellschaft bzw. der ‚Gesellschaftsberatung‘ (Leggewie 2006). Die Transferangebote werden teils als willkommene Form der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung wahrgenommen oder als Störfaktoren, die Gesellschaft als ‚ärgerliche Tatsache‘ (Dahrendorf 1968: 50) bewusst machen. Transportiert werden sie vor allem in Diskurse, die sich vorwiegend innerhalb von wissenschaftlichen und intellektuellen Eliten abspielen und vor allem dort die Erwartung bedienen, Beiträge zu Normbildungsprozessen und zur Formierung von ‚mental models‘ (Priddat 2003: 48) zu leisten.

Da die vorgängig beschriebenen Formen soziologischer Selbstbeschreibungen darin übereinstimmen, dass sie nur relativ wenig Aufmerksamkeit und Wirkung in der Breite der gesellschaftlichen Wahrnehmung entfalten, führt Michael Burawoy – gleichsam als ‚missing link‘ in der disziplinären Struktur – die *öffentliche Soziologie (public sociology)* ein. Hier läge der Ort von Forschungsarbeiten, die ihre Relevanz aus Interessenlagen und Fragestellungen beziehen, deren Beachtung in der Gesellschaft wie auch in der Praxis soziologischer Forschung und Wissensproduktion jedoch nur einen geringen Raum einnehmen. Michael Burawoy zielt dabei in erster Linie darauf ab, Relevanz und Sichtbarkeit der Soziologie durch die Forschung für und mit benachteiligten Gruppen zu erhöhen: „Public sociology is often an avenue for the marginalized, locked out of the policy arena and ostracized in the academy“ (Burawoy 2005: 358). Zur normativen Grundierung einer solchen öffentlichen Soziologie bezieht der Autor sich explizit auf marxistische Ansätze der gesellschaftlichen Transformation und der damit einhergehenden Zielvorstellung der Überwindung des Kapitalismus (Burawoy 2015). Jedoch

entbehrt die Bezugnahme auf die marxistische Gesellschaftstheorie als normative Zielvorstellung einer gesellschaftlichen Transformation einer wissenschaftlich ‚objektiven‘ Basis – entsprechend ist man hier an die Ausführungen des Lagers der kritischen Rationalisten im Positivismusstreit erinnert (vgl. Abschnitt 3.1.1.). In den umfangreichen Debatten um Michael Burawoys Ruf nach einer öffentlichen Soziologie ist neben grundsätzlicher Ablehnung (z. B. van der Berg 2014; Turner 2007) auch differenzierte Kritik zu finden: Dabei werden insbesondere die normative Überdeterminiertheit einer öffentlichen Soziologie sowie die Gefahr der Vereinnahmung durch Partikularinteressen (z. B. Mesny 2014) thematisiert und die Bedrohung der wissenschaftlichen Autonomie hervorgehoben (z. B. Webster 2017; Eversberg et al. 2017).

Die hier umrissenen Debatten um das Wissenschafts-Praxis-Verhältnis macht deutlich, dass wissenschaftsinterne wie -externe Bestrebungen und Erwartungen, den gesellschaftlichen Nutzen von Wissenschaft nachzuweisen bzw. zu erhöhen, unmittelbar das Selbstverständnis sozialwissenschaftlicher Forschungspraxis betreffen. Versuchen, dieses Selbstverständnis umzudeuten oder zu erneuern, wird nicht ohne Grund mit großer Vorsicht und Skepsis begegnet. Schließlich ist es die Konsequenz jahrhundertelanger Abwehrkämpfe, dass die moderne Wissenschaft es geschafft hat, gesellschaftliche (etwa religiöse, wirtschaftliche oder politische) Interessenlagen weitestgehend aus dem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess herauszuhalten (Schimank 2024: 441). Dem Impuls einer Offenheit gegenüber ebendiesen Interessenlagen ist folglich mit großer Vorsicht zu begegnen. Eine solche Offenheit muss souverän gelingen können – und das heißt, sie muss unter den Bedingungen und der Funktionsweise des Wissenschaftssystems funktionieren. Im folgenden Abschnitt wird erörtert, ob der transdisziplinäre Forschungsmodus eine solche Offenheit ermöglichen kann. Dabei wird zunächst das allgemeine Begriffsverständnis von Transdisziplinarität anhand des Forschungsstandesherausgearbeitet. Unter Rückgriff auf den Ansatz der ‚intervenierenden Soziologie‘ von Teun Zuiderent-Jerak (2015)¹⁴ sowie auf die Wissenschaftsverständnisse Max Webers und Niklas Luhmanns wird das Begriffsverständnis von ‚Transdisziplinarität‘ geschärft und auf eine wissens- und wissenschaftssoziologische Basis gestellt. Diese Begriffsschärfung soll es ermöglichen, zentrale Kritikpunkte, Aufgaben und Probleme transdisziplinärer Forschungsarbeit zu adressieren und produktiv anzugehen.

4. Transdisziplinäre Sozialwissenschaft als Reflexionsraum der Gesellschaft

Teun Zuiderent-Jerak erkennt in den Debatten über die gesellschaftliche Position und Relevanz von Sozialwissenschaften in der Gesellschaft folgenden Trade-off: einerseits die vor einem zu starken Engagement in gesellschaftlichen Prozessen und dem damit einhergehenden Verlust an erkenntnistheoretischer Distanz und sozialwissenschaftlicher Identität; andererseits die Sorge vor einer zu großen Distanz und dem dadurch bedingten Versagen bei der Bearbeitung relevanter gesellschaftlicher Problemlagen (2015: 5). Eine Möglichkeit der Transgression der ‚sentimentalen Normativität‘ und der ‚simplifizierten Objektivität‘ erkennt er in der

¹⁴ Zuiderent-Jerak (2015) selbst verwendet den Begriff der Transdisziplinarität im Kontext seiner Ausführungen zur intervenierenden Soziologie nicht.

intervenierenden Soziologie. Seinem Verständnis nach zielen soziologische Interventionen nicht in erster Linie darauf ab, die Praxis auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse zu ändern, sondern vielmehr darauf, wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen (ebd.: 3). Eine wichtige Folge des Wechsels von der ‚öffentlichen‘ (vgl. Burawoy 2005, 2015) zur ‚intervenierenden‘ Soziologie sei, dass Wissenschaftler:innen nicht länger einen privilegierten Zugang zu einer moralischen Ressource beanspruchen, die ihr Engagement rechtfertige. Vielmehr sollten Wissenschaftler:innen die Intervention als empirischen Zugang zum Feld begreifen (Zuiderent-Jerak 2015: 22). Die gesellschaftlichen Problem- und/oder Zielvorstellungen inhärente Normativität wird also als empirischer Gegenstand offengelegt, um sie, unter Berücksichtigung ihres Kontextes, reflexiv zu be- und verhandeln.

Im Folgenden wird der Ansatz der situierten Intervention auf den Forschungsmodus der Transdisziplinarität angewendet und im Lichte der vorherigen Ausführungen (Abschnitt 2 und 3) diskutiert. Ziel ist es, zu erörtern, ob Gesellschaftsgestaltung durch (gesellschafts)reflexive Irritation und Orientierung (insb. durch die Ko-Produktion von Veränderungs- und Orientierungswissen) gelingen kann. So sollen erste Überlegungen dazu formuliert werden, wie eine „souveräne Offenheit des Wissenschaftssystems gegenüber der Gesellschaft“ (Wissenschaftsrat 2020: 5) aussehen könnte. Dafür wird zunächst die aktuelle Debatte über Definitionen, Nutzen sowie Kritiken des transdisziplinären Forschungsmodus nachgezeichnet (Abschnitt 4.1.), um daraus ein Verständnis von Transdisziplinarität als situierte Intervention herzuleiten (Abschnitt 4.2.). Abschließend wird erörtert, inwieweit Transdisziplinarität auch systemintegrierend wirken kann (Abschnitt 4.3.).

4.1. Transdisziplinarität: Versuch einer Begriffsannäherung

Trotz seiner 50-jährigen Geschichte rufen die Begriffe ‚Transdisziplinarität‘ oder ‚transdisziplinäre Forschung‘ weiterhin unterschiedliche Auffassungen und Konzeptualisierungen hervor. Schon früh beschrieb der Begriff die Notwendigkeit einer stärkeren Interaktion zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und politischen Gemeinschaften, um gesellschaftliche Transformationsprozesse anzugehen und zu unterstützen (Lawrence et al. 2022: 46). Einige Forscher:innen trennen sich jedoch weiterhin von diesem eher pragmatischen Fokus und betrachten Transdisziplinarität stattdessen als ‚Einheit des Wissens‘ (z. B.: Mittelstraß 1992; Nicolescu 2002; Max-Neef 2005; Jaeger/Schweringer 2018). Diese Sichtweise sieht eine zielgerichtete Vereinheitlichung des Wissens vor, um komplexe gesellschaftliche Probleme besser zu verstehen (nicht aber, um in sie einzugreifen), und kritisiert die stetig zunehmenden Spezialisierungsprozesse in den Sozialwissenschaften. Der markanteste Unterschied zwischen der ‚Einheit des Wissens‘ und der ‚sozial engagierten‘ Transdisziplinarität besteht darin, dass letztere explizit die Einbeziehung gesellschaftlicher Akteure in Forschungsprozesse fordert und stärker auf die transformative ‚Gemeinwohlorientierung‘ transdisziplinärer Forschung setzt. Aber auch die ‚sozial engagierte‘ Transdisziplinarität folgt keiner einheitlichen Definition und folglich auch keinem allgemein akzeptierten methodischen Rahmen oder einer geteilten empirischen Vorgehensweise (Lawrence et al. 2022). Diese Dissertation folgt dem Ansatz der ‚sozial engagierten‘ Transdisziplinarität und arbeitet mit einer Begriffsdefinition, die sich auf drei

zentrale Merkmale stützt (Renn 2019; Defila/ Di Giulio 2018; Lüdke 2018; Simon/Knie 2021; Jahn et al. 2012).

- *Integrative Räume der gesellschaftlichen Abstimmung*: Die transdisziplinäre Forschung setzt sich mit komplexen gesellschaftlichen Problemen auseinander; gesellschaftlich relevante Frage- und Problemstellungen werden also bei der Entwicklung von Forschungsfragen in einem substanziellen Maße einbezogen (problemorientierte statt neugiergetriebene Forschung). Dabei werden die Praxispartner:innen als Forschungssubjekte in den Prozess integriert, um gemeinsam iterative Ansätze der Problembearbeitung zu entwickeln. Die Integration unterschiedlicher Akteure und Wissensbestände dient im Kern der Generierung von Diskurs- und Reflexionsräumen, in denen die verschiedenen epistemischen, sozialen, organisatorischen und kommunikativen Einheiten, die den gegebenen Problemkontext ausmachen, (neu bzw. überhaupt) zusammenkommen. Solche Räume werden in der transdisziplinären Literatur auch als ‚Reallabore‘ bezeichnet.
- *Problemorientierte(r) Wissensintegration, -produktion und -transfer*: Die gesellschaftliche Problemstellung dient als Kristallisationspunkt teilsystemübergreifender Zusammenarbeit: Die unterschiedlichen wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Wissensbestände werden in den dialogischen Prozess der Verständigung und Problembearbeitung multiplikativ miteinander verknüpft. Dadurch sollen die Wissensbestände aller Beteiligten offengelegt, fallspezifisches sowie abstraktes wissenschaftliches Wissen planvoll gekoppelt und der gemeinschaftlichen Diskussion und Reflexion verfügbar gemacht werden. Um dieses zu ermöglichen, sind die Praxispartner:innen als Forschungssubjekte an der Konzeption konkreter Fragestellungen (co-design), der Produktion von Wissen (co-production) sowie der Evaluation (co-evaluation) involviert. Durch diesen ko-kreativen Forschungsprozess soll nicht nur wissenschaftliches Wissen der Praxis, sondern auch Praxiswissen für Wissenschaft verfügbar gemacht und entsprechende gesellschaftliche und wissenschaftliche Wirkungen erzielt werden.
- *Gesellschaftliche und wissenschaftliche Wirkungsorientierung*: Schlussendlich wird eine multiperspektivische Herangehensweise zur Produktion von neuem Wissen verfolgt. Wissenschaftliches Wissen ((vermeintlich) wahres Wissen) und Praxiswissen (Wissensbestände mit handlungsorientiertem Praxisbezug) werden, entsprechend der Komplexität gesellschaftlicher Problemstellungen, als relevant angesehen, um nicht nur theoretisch schlüssiges, sondern auch praxisrelevantes und anwendungsorientiertes Wissen zu produzieren. Das so produzierte Wissen soll einerseits eine gesellschaftliche Wirkung nicht nur im Projekt (Lernprozesse, Netzwerkeffekte, Vermittlung von Handlungswissen), sondern auch im Projekt- und im Handlungsumfeld (Verstetigung oder Fortsetzung von Aktivitäten, Übertragung in andere Kontexte, Veränderungen in gesellschaftlichen Prozessen und Diskursen) entfalten können. Andererseits werden auch wissenschaftliche Wirkungen angestrebt, beispielsweise in Form von Veränderungen des wissenschaftlichen Problemverständnisses, veränderten wissenschaftlichen Ergebnissen und/oder verstärkter Reflexivität (Marg/Theiler 2023).

Ein Bedarf an transdisziplinärer Forschung wird dann gesehen, wenn die Wissensbestände über ein gesellschaftlich relevantes Problemfeld unsicher oder widersprüchlich sind, wenn die Beurteilung und Auffassung der konkreten Problemlage umstritten ist und wenn für die Betroffenen und die an der Problembearbeitung Beteiligten ‚viel auf dem Spiel‘ steht (Hirsch Hadorn et al. 2008: 37). Die Wissensbestände, die zur Bewältigung dieser Probleme und Aufgaben beitragen können, sind häufig unsicher oder nicht verfügbar. Zudem sind sie von heterogenen, teils konträren Ziel- und Wertvorstellungen sowie von einer komplexen Akteursstruktur geprägt. Diese wissenschaftsgeleitet zu bearbeiten, kann daher nicht nur durch eine einseitige Wissensübertragung erfolgen, sondern benötigt komplexe Rückkopplungsprozesse zwischen dem Wissenschaftssystem und anderen Teilsystemen (Wissenschaftsrat 2015: 16-17; Klatt et al. 2014: 279; Renn 2019: 46; Hirsch Hadorn et al. 2008: 36-37).

Damit stellt Transdisziplinarität einen „dritten epistemischen Modus“ der Forschung jenseits des ‚Primats der Wissenschaft‘ und des ‚Primats der Praxis‘ dar (Lang et al. 2012: 26). Dieser Argumentation folgend ist Transdisziplinarität ein Stück weit von ‚etablierten‘ Forschungsansätzen abzugrenzen, die externe Expertise als pointierten Input nutzen oder problemorientierte Beratung anbieten (Defila/Di Giulio 2018: 40). Entsprechend wird der transdisziplinäre Forschungsmodus auch dem breiten Spektrum der ‚Mode 2‘ Forschung (vgl. Abschnitt 3.2.3.) zugerechnet bzw. als dessen Erweiterung begriffen (Hirsch Hadorn et al. 2008: 29; Jahn et al. 2012: 2). An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass die Wissenschaftler:innen, die für diese neue Art der Wissensproduktion eintreten, keineswegs darauf abzielen, alle Sozialwissenschaften neu zu definieren, sondern vielmehr versuchen, dem Wissenschaftssystem und insbesondere den Prozessen des Wissenstransfers ein zusätzliches Forschungsparadigma hinzuzufügen (Rohe 2015; Lawrence et al. 2022). Dem folgend, wird auch in dem hier diskutierten Ansatz der transdisziplinären Forschung das Spannungsverhältnis zwischen dem Curiositas-Motiv wissenschaftlicher Forschung einerseits und seiner Nützlichkeit andererseits nicht als Nullsummenspiel begriffen. Während sowohl einige Ansätze im hybriden Modell allgemein (vgl. Abschnitt 3.2.3.) als auch eine Vielzahl an Definitionen von Transdisziplinarität im Besonderen dieses Verhältnis durchaus als Nullsummenspiel postulieren, wird dies hier explizit zurückgewiesen: Transdisziplinäre Forschung baut im hier verfolgten Verständnis auf sog. Grundlagenforschung auf und strebt es an, auf die Grundlagenforschung zurück zu wirken; denn ohne Grundlagenforschung kann keine ‚nützliche‘ Transdisziplinarität gelingen. Dieser Punkt wird vorwiegend im ersten Aufsatz und unter Rückbezug auf die Spezifika beider Forschungsmodi, umfänglich hergeleitet.

Der hier beschriebene Mehrwert transdisziplinärer Forschung (in Verbindung bzw. unter Rückgriff auf disziplinäre Forschung) und ihr Nutzenpotenzial für Wissenschaft und Gesellschaft wird in den ersten beiden Aufsätzen unter unterschiedlichen Gesichtspunkten vertieft. Wie bereits geschildert fokussiert der erste Aufsatz auf das Synergiepotenzial disziplinärer und transdisziplinärer Forschungsmodi in der Bearbeitung gesellschaftlicher und korrespondierender wissenschaftlicher Problemstellungen. Der zweite Aufsatz unterfüttert die

Argumentation unter Bezugnahme auf demokratiethoretische Argumentationen und bedient sich dabei dem Begriff der ‚realen Utopie‘¹⁵. Das dort verfolgte Argument ist es, dass transdisziplinäre Reallabore, mit ihrem ko-kreation Design sowie dem Ziel der gesellschaftlichen Intervention, ein *prozedurales* und ein *substantielles* ‚utopisches Potenzial‘ in sich vereinen. Doch ist es ebenfalls Gegenstand des Aufsatzes, wo die Grenzen der Verwirklichung dieses Potenzials liegen, welche ein Stück weit mit den vielschichtigen Kritiken am Forschungsmodus korrespondieren (Nuske 2023).

Wie bereits eingangs impliziert wurde, sind die innerwissenschaftlichen Diskurse um den transdisziplinären Forschungsmodus von erheblicher Skepsis geprägt, wobei zwei Stränge der Kritik die Debatten dominieren (Rohe 2015). Demokratiethoretische Kritiken des Forschungsmodus merken an, dass es der Wissenschaft aufgrund seiner primären Rollenzuweisung als Wissensproduzentin an Legitimität mangle, aktiv in gesellschaftliche Entscheidungsprozesse einzugreifen – also ‚Politik zu machen‘. Diese Kritik wurde u. a. Gegenstand einer regen Debatte um die vermeintliche Nähe der Transdisziplinarität zum Solutismus¹⁶ in der *GALA* (zusammengefasst von Wehling 2022). In dieser Debatte wurde, vornehmlich von Peter Stohschneider (2012, 2014), die Sorge geäußert, dass ein solches Wissenschafts- und Transerverständnis neben einer Politisierung von Wissenschaften (Hypertrophie von Wissenschaft) zu einer verwissenschaftlichten Politik (Atrophie von Politik) führen könne. Eine solche Politik würde dann gesellschaftliche Konflikte unter Rückgriff auf einen (vermeintlichen) wissenschaftlichen Konsens lösen wollen. Jedoch können fragmentierte Interessenlagen, Wertorientierungen und auch Machtpositionen und Statusasymmetrien nicht konsensual entlang wissenschaftlicher Wissensvorgaben homogenisiert werden. Folglich sei ein solcher Rückgriff nicht geeignet, Interessenkonflikte innerhalb der Gesellschaft aufzulösen (Strohschneider 2012, 2014; Weingart 2021; Kraemer 2023).

Neben demokratiethoretischen Ausführungen zur Rolle und Position der Wissenschaft in der Gesellschaftsgestaltung wird vornehmlich die Sorge um mögliche negative Konsequenzen für das Wissenschaftssystem hervorgehoben. Diese wissenschaftstheoretischen Argumente ähneln denen, die anlässlich Burawoys Plädoyer für eine öffentliche Soziologie sowie der Mode 2

¹⁵ ‚Reale Utopien‘ zeichnen sich vornehmlich durch ihre konkreten Realitätsbezüge aus. Basierend auf Bestandsaufnahmen gesellschaftlicher Verhältnisse und kritischen Auseinandersetzungen mit diesen stellen reale Utopien institutionelle Alternativen mit theoretischer Fundierung dar, welche mittels kleinteiliger, progressiver Reformen zu ermöglichen sein sollen. Dieses Denken in radikalen Alternativen wird daher in der Regel durch umfangliche Herleitungen der Transformationswege und Gelingensbedingungen dieser alternativen Szenarien unterfüttert. Solcherlei (wiederholte) Wirkungsanalysen haben einen signifikanten Stellenwert in der konkreten Ausformulierung realer Utopien (Kubon-Gilke/Maier-Rigaud 2020, S. 24 f.; Wright 2017, S. 45 f., 48).

¹⁶ Solutismus beschreibt nach (Morozov 2013) die Tendenz, Probleme vor allem danach zu beurteilen, wie schnell und unkompliziert sie gelöst werden können – oft durch Apps oder andere technische Neuerungen. Dabei würde sich weniger der tiefgreifenden Komplexität der Probleme angenommen werden, sondern sich stattdessen auf die Erschaffung und Verfeinerung der meist technischen Lösungen konzentriert. In dem Zuge würden die Probleme so vereinfacht und angepasst, dass sie zu den vorhandenen Lösungen passten.

Forschung (siehe Abschnitt 3.2.3.) geäußert wurden: Auch hier wird die Gefahr einer Vereinnahmung von Wissenschaft durch außerwissenschaftliche Akteure und ihre Interessen sowie die damit einhergehende potenzielle Bedrohung der wissenschaftlichen Autonomie erkannt. Ebenso erinnern die angeführten Kritiken an die bereits vorgebrachten Gegenargumente zur Finalisierungsthese. Wenngleich dort der externe Eingriff in wissenschaftliche Forschungsprogrammatiken viel dezidierter und expliziter angedacht war, bewahren die dazu angebrachten Argumente auch in Bezug auf den transdisziplinären Forschungsmodus ein Stück weit ihre Geltung. Weiterhin wird offen gefragt, ob eine ko-produktive (wie etwa eine transdisziplinäre) Forschung, die in Deutschland verfassungsrechtlich garantierte Wissenschaftsfreiheit beeinträchtigen könnte (Schimank 2024: 448).

Die Fragen um das Maß an Autonomie, das in der transdisziplinären Forschungsarbeit nicht oder kaum bewahrt werden könne, werden auch in epistemische Bedenken überführt: Im Zentrum steht dabei die Skepsis, ob etablierte erkenntnistheoretische Grundsätze wissenschaftlicher Forschung (Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Replizierbarkeit von Forschungsergebnissen) bei einem graduellen Verlust an Autonomie und Unabhängigkeit der Wissenschaft in der transdisziplinären Wissensproduktion bewahrt werden können (Stock 2014). Folglich wird die Frage aufgeworfen, ob und wie transdisziplinäre Forschung die methodisch notwendige Distanz und Autonomie wahren und gleichzeitig Praxisrelevanz und gesellschaftlichen Nutzen überhaupt ermöglichen kann (Lang et al. 2012: 26; Rohe 2015: 159; Herberg 2018: 81, 85) – hier deuten sich Bezüge zum Werturteils- und Positivismusstreit an. Neben den demokratie- und wissenschaftstheoretischen Strängen innerwissenschaftlicher Kritiken gegenüber dem transdisziplinären Forschungsmodus, steht auch die ‚Machbarkeit‘ der konkreten transdisziplinären Forschungsarbeit vor einigen Problemlagen und Fragestellungen, die in der transdisziplinären Wissenschaftscommunity diskutiert werden:

Methoden zur Wissensintegration

Im ko-kreativen Forschungsprozess kommen idealerweise ein breites Spektrum an gesellschaftlichen Akteuren unterschiedlicher Teilsysteme sowie Wissenschaftler:innen unterschiedlicher Disziplinen in den direkten Austausch. Ausgewählte gesellschaftliche Problemlagen dienen dabei als Kristallisationspunkt der Zusammenarbeit: Diese werden gemeinschaftlich erarbeitet, diskutiert und der Möglichkeit der handlungsweisenden Bearbeitung zugänglich gemacht. Dieser Modus der Kooperation bringt eine ganze Reihe potenziell widersprüchlicher Paradigmen der symbolischen Kommunikation und damit konfligierender Interessenbereiche, Problemdefinitionen und Ziele mit sich. Diese Heterogenität ist bedingt durch individuelle und/oder systembedingte Interessenlagen, Wissensbestände und Wertvorstellungen, die nicht ohne Weiteres zusammengeführt und gemeinschaftlich verhandelt werden können. Wie diese divergierenden Wissensbestände reflexiv offengelegt und integriert werden können, um gesellschaftliche Probleme auf produktive und synergetische Weise anzugehen, ist eine zentrale Hürde transdisziplinärer Forschungsarbeit, die es zu adressieren gilt (Pohl/Hirsch Hadorn 2008: 114-115; Godemann 2008; Polk 2015). Für die Wissenschaft stellt sich zudem die Problemstellung, das konkrete

(aber ggf. auch widersprüchliche) Praxiswissen nicht nur offensichtlich werden zu lassen – dafür braucht es dann vertrauensvolle Arbeitsbeziehungen aller Beteiligten – sondern auch mit abstrakten wissenschaftlichen Wissensbeständen zusammenzuführen bzw. es für Wissenschaft verwendbar zu machen.

Umgang mit Normativität

Die Orientierung der Forschungspraxis an gesellschaftlichen Themenfeldern und Problemdefinitionen fordert einen bewussten Umgang mit normativ aufgeladenen Diskursen. Welche Fragestellungen aufgegriffen, welche Praxispartner:innen einbezogen und welche Argumente (notwendigerweise) ein- und ausgeschlossen werden, sind immer auch Wertinterpretationen der Forschenden (Zuiderent-Jerak 2015: 23; Bieler et al. 2021: 89). Wie von Max Weber ausführlich hergeleitet, ist die etablierte Forschung folglich immer auch von Wertbeziehungen geprägt (vgl. Abschnitt 3.1.1.) – doch ist der (möglichst objektivierende) Umgang damit umso schwerer, je näher Forschende sich am Gegenstand bzw. im Austausch mit Träger:innen von konfligierenden Wertinterpretationen befindet. Die transdisziplinäre Forschungsarbeit erfordert folglich ein hohes Maß an strukturell in den Forschungsprozess eingebetteter Reflexionsarbeit. Dieser Aspekt wird insbesondere im dritten Aufsatz vertieft behandelt.

Systemische Anschlussfähigkeiten

Im tradierten Wissenschaftssystem nehmen transdisziplinäre Forschungsvorhaben noch eine Nischenposition ein (Simon/Knie 2021: 77). Die bestehenden Förder- und Kooperationsstrukturen, aber auch die Verfahren wissenschaftlicher Karriereförderung lassen bisher wenig Raum für die spezifischen Bedingungen, unter denen transdisziplinäre Forschung gelingen kann. Die Anschlussfähigkeit transdisziplinärer Forschung an etablierte Forschung, etwa über Publikationen in renommierten Fachzeitschriften, gestaltet sich (noch) schwierig. Zudem ist auch die Messung und Bewertung von gesellschaftlichen Auswirkungen mit einigen Schwierigkeiten verbunden: Etablierte Ansätze zur Messung der wissenschaftlichen Wirkung (Veröffentlichungen und Zitationen) können nicht auf gesellschaftliche Wirkungen angewandt werden (Lang et al. 2012: 39; Defila/Di Giulio 2018: 41-42). Ferner kann die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse in gesellschaftlichen Kontexten deutlich zeitverzögert erfolgen und ein kausaler Zusammenhang kann aufgrund der komplexen Verbreitungsprozesse schwer zu messen sein – wie bereits die Verwendungsforschung aufzeigen konnte (vgl. Abschnitt 3.1.2.). Entsprechend intensiv wird sich in aktuellen Debatten um transdisziplinäre Forschung auch intensiv mit gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Wirkungen bzw. Wirkungspotenzialen sowie deren Sichtbarmachung und Indexierung auseinandergesetzt¹⁷.

¹⁷ Wenngleich zu wissenschaftlichen Wirkungspotenzialen transdisziplinärer Forschung noch wenig Empirie vorliegt (zu nennen sind hier aber z. B. Marg/Theiler 2023; Schneider et al. 2019), wurde sich mit der gesellschaftlichen Wirkung weitaus intensiver auseinandergesetzt. Systematisierungen dieser Potenziale unterscheiden sich bspw. nach den Wirkungsebenen (Kny et al. 2023; Schäfter et al. 2021), nach zeitlicher und

Die Ansprüche und Erwartungen an die Leistungsfähigkeit des Forschungsmodus sind hoch – soll er doch ‚Lösungen‘ gesellschaftlicher Problemlagen generieren (u. a.: Lüdke 2018: 117; Mittelstraß 2018; Renn 2019: 46). Nicht nur ist es bei solch komplexen Aufgaben und Problemen schwierig, überhaupt von ‚Lösungen‘ zu sprechen, noch dazu ist ein solches Unterfangen ohnehin ‚auf Sand gebaut‘, wenn die differenzierungstheoretisch begründbaren Grenzen teilsystemübergreifender Zusammenarbeit sowie die begrenzte Fähigkeit, durch wissenschaftliches Wissen allein produktiv auf diese Zusammenarbeit einzuwirken, nicht hinreichend berücksichtigt werden. Es gilt, genau auszutarieren, welche Leistungen Sozialwissenschaften tatsächlich Gesellschaft anbieten können, ohne dass diese Anwendungsorientierung ein solches Maß an Entdifferenzierung annimmt, dass das Unterfangen die Eigenschaft einer forschenden Tätigkeit verliert. Eine mögliche Herangehensweise wird in der situierten Intervention nach Zuiderent-Jerak erkannt und soll im folgenden Abschnitt vorgestellt und unter Rückbezug auf etablierte Diskussionen um Verständnisse des Rollenbildes von Wissenschaft in der Gesellschaft (vgl. Abschnitte 2 und 3) erörtert werden. In diesem Zusammenhang wird dann auch Bezug auf die hier angeführten Kritiken und Problemlagen transdisziplinärer Forderungen eingegangen. Dabei werden insbesondere epistemische Bedenken zur Autonomiewahrung von Wissenschaft sowie die damit eng verbundene Fragestellung zum Umgang mit Normativität und Werturteilen im Forschungsprozess adressiert.

4.2. Transdisziplinarität im Verständnis einer situierten Intervention

Im Verständnis der situierten Intervention wird Normativität nicht als Ressource oder auch Grundlage des wissenschaftsbasierten Handelns und Forschens verstanden (wie etwa bei der öffentlichen Soziologie; Burawoy 2005, 2015). Interventionistische Sozialwissenschaften (nach Zuiderent-Jerak 2015) verortet die Normativität in den vielen Wertinterpretationen, die die Akteure im Feld, einschließlich der Wissenschaftler:innen, in der transdisziplinären Forschungsarbeit offenlegen, reflektieren und verhandeln. Dadurch werden die Interventionen situiert: Anstatt also die Verwirklichung einer engagierten Agenda (vermeintlich wissenschaftsbasiert) voranzutreiben, erfolgen Interventionen im Kontext bestimmter, konkreter Umstände. Damit ist nicht gemeint, dass Interventionen als lokal-kontingente Experimente anzusehen sind, sondern dass Interventionen in soziologisch ausgedeuteten normativen Komplexitäten situiert sind, die zum empirischen Gegenstand der transdisziplinären Forschung gemacht werden (Zuiderent-Jerak 2015: 22-23). Die situierte Intervention ist also nicht als Folge oder Resultat eines gemeinwohlorientierten Engagements oder des wissenschaftsbasierten Forschens, sondern als *conditio sine qua non* der Generierung neuer Wissensbestände – eben solcher Wissensbestände, die aus den Irritationen des gemeinsamen Reflektierens und Bearbeitens gesellschaftlicher Problemlagen im transdisziplinären Setting resultieren können. Folglich ist die situierte Intervention das

räumlicher Distanz zum Projekt (Lux et al. 2019), der Manifestation, Kontrollierbarkeit und Beeinflussbarkeit der Wirkungsentfaltung (Augenstein et al. 2022) und den Bereichen der Wirkungsentfaltung (Moser/Wolf 2023).

Gegenteil von Anwendung bzw. Implementation wissenschaftlichem Wissen; sie ist eine wissenschaftliche Methode der Erkenntnisgewinnung ‚anderer Art‘.

Transdisziplinäre Forschungsarbeit im Verständnis einer situierten Intervention erfolgt über die Bereitstellung eines intersystemischen Reflexionsraums. Der Reflexionsraum soll der Rahmung diskursiver Prozesse, der Aneignung relevanter Wissensbestände sowie deren Überführung in rational-argumentative Abwägungen zur Offenlegung von Konflikten und deren Bearbeitung dienen (Zuiderent-Jerak 2015; Renn 2019). Das Ziel ist die Anerkennung und Einbeziehung heterogener Wissensbestände, in denen sich die Vielfalt an (potenziell widersprüchlichen) Perspektiven auf komplexe gesellschaftliche Problemlagen widerspiegelt. Im Sinne eines rekursiven Transferverständnisses wird überdies die kontinuierliche Vergegenwärtigung von Wissensbeständen sowie deren Verfügbarmachung für Wissenschaft *und* Praxis angestrebt. Den Forschenden kommt dann die Rolle zu, mittels der Verfügbarmachung eines Diskursraumes sowie einer Diskursrahmung (z. B. durch Moderation) den Denkstrukturen einzelner Akteure Raum zu geben sowie deren Austausch zu beobachten und zu reflektieren. Konkret kann sie hervorgebrachte Wahrheitsansprüche prüfen, Faktenwissen bereitstellen sowie Sachfragen aus dem Diskurs nach wissenschaftlichen Standards bearbeiten. Zudem kann sie ihre Methodenkompetenz zur Verfügung stellen und Reflexionsprozesse anleiten – der Gesellschaft also zur (Selbst)Reflexion verhelfen (Zuiderent-Jerak 2015; Renn 2019: 50; Dörre et al. 2021).

Weiter ausgeführt bedeutet dies, dass der Reflexionsraum zur Sichtbarmachung des Streits, der Diskrepanzen und der Widersprüche zwischen und innerhalb teilsystemspezifischer, gegenstandsbezogener Problemsichten und Zielvorstellungen führen soll. Konkret soll der Reflexionsraum den transdisziplinären Austausch von Argumenten, Beobachtungen und Erfahrungen befördern. Dadurch sollen Gemeinsamkeiten und Differenzen der jeweiligen Interessenlagen und Sichtweisen zum Thema offengelegt und reflektiert werden. Dazu gehören u. a. die jeweiligen Problem- und Zielvorstellungen, normativen Wertvorstellungen, Ansprüche, Fähigkeiten und Handlungsspielräume sowie berufliche bzw. lebensweltliche Erfahrungen. Wie der dritte Aufsatz herausarbeitet, bilden (selbst)reflexive Reflexionsprozesse die Grundlage der transdisziplinären Wissensintegration und des gemeinschaftlichen Lernens. Das Zusammenwirken von kollektiven, kontextuellen und konsequenten Reflexionspraktiken¹⁸ kann ein verständigungsorientiertes Verhandeln der heterogenen

¹⁸ Der Aufsatz argumentiert, dass Reflexionsprozesse die Grundlage für die transdisziplinäre Wissensproduktion und das gemeinschaftliche Lernen bilden. Diese Reflexionsprozesse müssen in transdisziplinären Forschungsprojekten jedoch bestimmte Merkmale aufweisen: Erstens sind sie als *kollektive* Praxis zu verstehen, die gemeinschaftliche Reflexionspraktiken sowohl mit den Praxispartnern als auch innerhalb des Forscher:innenteams umfasst. Zweitens beinhalten sie das Offenlegen, Reflektieren und ergebnisoffene Verhandeln von individuellen, rollenspezifischen und strukturellen Kontingenzen von Wissensbeständen, Problemwahrnehmungen und Zielvorstellungen – eine Praxis, die als *kontextuelle* Reflexionspraxis bezeichnet werden kann. Diese kollektive und kontextuelle Reflexivität wird dann ausreichend *konsequent*, wenn sie den gesamten Forschungsprozess und alle Beteiligten umfasst und dabei infrastrukturell verankert wird – wobei die konkreten Praktiken projektspezifisch abgestimmt werden müssen (Nuske 2024: 395).

Akteure befördern. Dabei hat die empirische Untersuchung ergeben, dass eine solche Reflexivität im Forschungsprozess insbesondere auch dabei unterstützen kann, mit impliziten wie expliziten Autoritätsstrukturen und konfligierenden Wertvorstellungen produktiv umzugehen (Nuske 2024).

Die Rolle und Aufgabe von Wissenschaft in transdisziplinären Forschungs- und Reflexionsprozessen orientiert sich am luhmannschen Gedanken der Irritation: Die Aussagen der Praxis sollen durch die Wissenschaft sowie durch Praxisakteure anderer Teilsysteme irritiert werden, um sie „zur Resonanz auf Umweltereignisse zu bewegen“ (Luhmann 1997: 790). Um wissenschaftlicherseits Irritationen anzustoßen, liegt es an ihr (und dabei ganz im Sinne Max Webers) im transdisziplinären Setting zwei Arten von Kritik zu üben (vgl. Abschnitt 3.1.1.), die technische Kritik, die die kausalen Analysen der Wissenschaft zugrunde hat, sowie die sozialphilosophische Kritik, die über eine Wertinterpretation die Wertaxiome möglichen oder wirklichen Handels zum Vorschein bringt und mit möglichen Alternativen konfrontiert. Weiterhin gilt, dass die Fragen danach, welche Ziele gesetzt werden, welche Konsequenzen in Kauf genommen und welche Mittel zum Erreichen bestimmter Zwecke eingesetzt werden, nicht von der Wissenschaft beantwortet werden können (Weber 1988[1904]: 149-151). In dieser wissenschaftlich informierten formal-logischen Wertediskussion kann Wissenschaft der Praxis zur ‚Klarheit‘ verhelfen, indem es Praktiker:innen ermöglicht wird „sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns“ (Weber 1988[1919]: 608). In dieser reflexiven Selbstvergewisserung über die Konsequenzen der verschiedenen Herangehensweisen an gesellschaftliche Problemlagen erkennt Weber den praktischen Wert wissenschaftlicher Erkenntnis (Weber 1988[1919]: 607).

Dieser Gedanke ähnelt dem der ‚Beobachtung zweiter Ordnung‘ von Luhmann, der darin einen „Einsichtsgewinn anderer Art“ (Luhmann 2004[1986]: 60) erkennt, welchen er zugleich zur Voraussetzung einer teilsystemübergreifenden Bearbeitung ökologischer Gefährdungen macht: Beteiligte Akteure sollten in die Lage versetzt werden

ein Beobachten von Beobachtungen ausdifferenzieren und mit Theorie zu versorgen. [Dies] kann [es ihnen] ermöglichen, festzustellen, unter welchen Beschränkungen sie mit ihrem jeweiligen System auf das reagieren, was für sie Umwelt ist (Luhmann 2004[1986]: 59).

Dabei geht es nicht um die Schaffung eines ‚herrschaftsfreien Diskurses‘ oder eines Konsenses hinsichtlich gegenstandsbezogener Problemdefinitionen (Orientierungskonsens). Vielmehr geht es um die Vergegenwärtigung von Differenzen und die Verständigung über die jeweiligen Kontingenzen, die diese Differenzen hervorbringen (Luhmann 2004[1986]: 58-61). In der Sichtbarmachung von und in der Verständigung über Differenzen erkennt Luhmann auch das Potenzial der Generierung gesellschaftlicher Rationalität, die eine funktionsübergreifende Reflexion nicht im Sinne einer Suche nach Einheit, sondern einer Kommunikation von Differenz begreift. Aus dieser teilsystemübergreifenden Kommunikation von Differenzen liegt die Möglichkeit zur Informationsgewinnung (Luhmann 2004[1986]: 255). Teilsysteme werden

befähigt, Differenzen nicht nur zu erkennen und zu verstehen, sondern eben auch, von diesen zu lernen und als irritative Impulse zur eigenen Strategieentwicklung zu nutzen:

Vorbedingung aller Bemühung um Rationalität ist, dass man zutreffend begreift, weshalb sie unwahrscheinlich ist – und bleibt. Dann mag es nicht ohne Nutzen sein, sich doch an der Utopie der Rationalität zu orientieren, um zu sehen, ob und wie man von einzelnen Systemen aus rationalere, weitere Umwelten einbeziehende Problemlösungen gewinnen kann (Luhmann 2004[1986]: 258).

Transdisziplinäre Reflexionsräume können als wissenschaftsgeleiteter Versuch der rationalen Kommunikation von Differenz begriffen werden: Die situierten Interventionen dienen dem gegenstandsbezogenen Diskurs über Problemsichten, Zielvorstellungen und Handlungsoptionen, wobei diese jeweils teilsystemspezifisch ausformuliert und dann unter wissenssoziologischer Anleitung eingeordnet werden¹⁹. Damit ist gemeint, dass Wissenschaft im transdisziplinären Reflexionsraum insbesondere immanente Kritik am Diskurs leisten soll: Es geht folglich nicht darum, gesellschaftliche Zielvorstellungen, Praktiken, Prozesse und Strukturen als normativ ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ zu bewerten oder sich auf die subjektive Perspektive der Praxisteilnehmer:innen zu beschränken. Folgt man Reckwitz Verständnis von immanenter Kritik²⁰, so geht es vielmehr darum, dass die Wissenschaft mithilfe ihrer analytischen Werkzeuge „aus der Beobachterperspektive jene sozialen Zusammenhänge, das heißt die strukturellen Voraussetzungen und die Folgen des Handelns, unter die Lupe [nimmt], die der subjektiven Sicht der Akteure nicht ohne weiteres transparent sind“ (2021: 131-132). Die Anreicherung der Diskurse um wissenschaftliche Methoden und Erkenntnisse, die (möglichst) neutrale Moderation und die wissenschaftlich informierten formal-logischen Wertediskussionen sollen ihr Übriges zur Erarbeitung gesellschaftlicher Problemlösungsansätze beitragen. Folglich gilt, dass im ko-produktiven Setting transdisziplinärer Forschungs- und Transferarbeit der Streit zwischen und innerhalb der involvierten Akteursgruppen ausgehalten, reflektiert und verarbeitet werden muss (Schimank 2024: 458).

Schlussendlich bleibt zu betonen, dass Intervention hier nicht als unidirektionaler Akt eines ‚Außen‘ in ‚innere‘ Prozesse zu verstehen ist, wobei das ‚Äußerere‘ von der Intervention unverändert bliebe (Zuiderent-Jerak 2015: 21). Vielmehr dient die Intervention gleichermaßen der Verfügbarmachung nichtwissenschaftlicher Wissensbestände für Wissenschaft, wobei eine

¹⁹ Eine solche gesellschaftliche Funktion der Luhmannschen Differenzierungstheorie wurde auch schon von Jasmin Siri (2023) beschrieben – wenn auch innerhalb der theoretischen Rahmung der ‚öffentlichen Soziologie‘ nach Burawoy (2005, 2015).

²⁰ Andreas Reckwitz beschreibt hier sein Verständnis der kritischen Analytik, deren Aufgabe weder die externe, noch interne, sondern die immanente Kritik sei. Er sieht in ihr die Antwort auf Fragen nach der Haltung, mit der Gesellschaftstheorie betrieben werden soll bzw. nach dem grundlegenden Verhältnis, das die Theorie zu ihrem Gegenstand, der Gesellschaft, haben sollte. Indem Reckwitz sich auf die immanente Kritik bezieht, distanziert er sich seiner Auffassung nach von der starken Normativität der kritischen Theorie. Dabei erkennt er in der kritischen Analytik eine Analytik des Sozialen und somit (auch) ein Instrument der Erkenntnisgewinnung (Reckwitz 2021: 129 ff.).

solche Form der Wissensproduktion „gerade nicht die Überwindung disziplinärer Erkenntnisinteressen, sondern – ganz im Gegenteil – eine disziplinäre Weiterentwicklung durch epistemische Irritation in der Auseinandersetzung mit anderen (auch außeruniversitären) Wissensbeständen“ (Bieler et al. 2021: 89) vorsieht. Folglich sind Prozesse der Funktions- und Leistungsgenerierung in der transdisziplinären Intervention kaum voneinander zu trennen, da die Produktion wissenschaftlichen Wissens (Leistung) aus der kontinuierlichen Interaktion mit der Praxis resultiert und so produziertes Wissen und Erkenntnisse dabei gleichermaßen in die Praxis zurückwirkt (Funktion).

Diese doppelte Irritation, also die Irritation der Wissenschaft (epistemische Irritation, ein sich-irritieren-lassen) und die Irritation der Praxis bilden die Grundlage des intervenierenden Impetus transdisziplinärer Forschung. Sie ist folglich weder ein moralisch geleiteter Akt des gesellschaftlichen Engagements, noch soll sie der advokatorischen Fürsprache zur wissenschaftlichen Unterfütterung von (politischen) Interessen einzelner Gruppen dienen (Zuiderent-Jerak 2015: 10). Auch ist die situierte Intervention deutlich von forschungsgeleiteten Dienstleistungen (sog. Auftragsforschung) abzugrenzen, bei denen Problem- und/oder Zieldefinitionen von der Gesellschaft orientiert am Code des auftraggebenden Teilsystems bearbeitet werden – und damit nicht mehr nur rein wissenschaftliche Argumente das Ergebnis bzw. Produkt der Forschung bestimmen. Vielmehr soll das Problemfeld aufbereitet, kritisch reflektiert und rekonfiguriert werden. Es werden also keine ‚Lösungen‘ zu vordefinierten Problemstellungen erarbeitet, sondern die Problemstellung selbst zum Gegenstand der gemeinschaftlichen Reflexion, Bearbeitung und Wissensproduktion gemacht (Zuiderent-Jerak 2015: 9). Folglich hat die Praxis daher auch keine Vetomacht über Entscheidungen in Methodenfragen, epistemischen Beobachtungen oder Schlussfolgerungen, die seitens der Wissenschaft getroffen werden. Wissenschaftliche Freiräume für analytische Forschungsaufgaben sollten daher reklamiert bzw. bewahrt werden. Dieses kann etwa gerade zu Beginn eines Forschungsprojektes im Sinne einer Klärungsphase sinnvoll sein – aber auch in späteren Forschungsphasen sollten Freiräume bewahrt bzw. geschaffen werden (Becke/Senghaas-Knobloch 2011: 402). Ebenso wie die Wissenschaft nicht über ein Veto gegen die konkrete Handlungspraxis der Praxispartner:innen verfügen kann, soll auch die jeweilige Verwertung und Weiterverwendung der Produkte eines transdisziplinären Arbeitszusammenhanges in die jeweiligen Wertsphären der Beteiligten zurückfallen.

Transdisziplinarität im Verständnis einer situierten Intervention ist folglich ein Transferinstrument, das es Sozialwissenschaften ermöglichen kann, gesellschaftliche Probleme aufzugreifen und am Gegenstand ihr Wissen in die Gesellschaft zu tragen, um dieser zur Reflexion zu verhelfen und dabei Praxiswissen für die wissenschaftliche Weiterverarbeitung verfügbar zu machen. Damit verliert im transdisziplinären Setting das Bezugssystem Forschung zwar seine exklusive, nicht aber seine primäre Rolle. Denn die Frage der Normativität wird dabei ebenfalls Gegenstand empirischer Beobachtungen und Analysen, insofern die Wertbeziehungen aller beteiligten Akteure, auch der Forschenden, aufgedeckt, wissenssoziologisch eingeordnet und reflektiert werden können. Diese gemeinschaftlichen Reflexionstätigkeiten über jeweilige Differenzen in Problem-, Ziel- und

Handlungsvorstellungen führen zu gegenseitigen Irritationen, die wiederum zur Erkenntnisgewinnung bzw. zur weiteren Strategieentwicklung verwertet werden können. So ermöglicht es den Sozialwissenschaften, Deutungsangebote über die soziale Welt zu generieren und gleichsam Orientierung für die soziale Welt zu bieten (Brand 2023: 84). Damit werden politisch relevante Analysen generiert, ohne dass Forschende selbst (politische) Aktivist:innen sein müssen und der Wissenschaft wird es ermöglicht, politische Prozesse zu begleiten, um das Potenzial eines gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Nutzens zu generieren und dabei selbst unpolitisch zu bleiben.

4.3. Transdisziplinäre (Sozial)Wissenschaften und ihr systemintegratives Potenzial

Der intervenierende Impetus transdisziplinärer Forschung bringt Akteure verschiedener Teilsysteme zusammen, um gesellschaftliche Problemvorstellungen zum Gegenstand einer gemeinschaftlichen Bearbeitung zu machen. Damit führen transdisziplinäre Forschungsvorhaben gegenstandsbezogene Kopplungen zwischen Teilsystemen her, die der intersystemischen Koordinierung und Abstimmung dienen sollen. Das Zusammenkommen ist dabei nicht zufällig, sondern wird vielmehr bewusst herbeigeführt und strukturell eingebettet. Dieses gelingt etwa in Formaten des regelmäßigen und kontinuierlichen Austausches über einen bestimmten Zeitraum hinweg, wie es beispielsweise im Format des ‚transdisziplinären Reallabors‘ (vgl. Abschnitt 4.1.) vorgesehen ist. Ganz im Sinne der Differenzierungstheorie können solche Formate also als punktuelle Impulse der Systemintegration begriffen werden, die Luhmann als intersystemische Abstimmung mittels horizontaler intersystemischer Strukturen versteht (Schimank 2005: 190; vgl. Abschnitt 2). Solche Koppelungen zwischen Teilsystemen funktionieren über ein gegenseitiges Irritieren bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Belange des jeweils anderen Teilsystems und ergeben sich aus Interdependenzen zwischen den Systemen. Dabei können sie als kontingente Produkte teilsystemischer Ko-Evolution entstehen und beispielsweise in Form von wechselseitigen Leistungsbezügen (z. B. Finanzierung für Universitäten, wissenschaftlich ausgebildetes Personal für Verwaltung und Unternehmen) oder in Form von Sachzwängen (z. B. rechtliche Einschränkung von Forschung) auftreten. Weiterhin können strukturelle Kopplungen aber auch gezielt installiert und in Form interorganisatorischer Verhandlungsnetzwerke etabliert werden (z. B. in Form von ‚Runden Tischen‘ und ‚Task Forces‘), die ein breites Spektrum an Akteuren zusammenbringen, um über ein spezifisches Thema zu beraten, oder auch (politische) Entscheidungen vorzubereiten (Schimank 2005: 190-192).

Transdisziplinäre Formate können also als transferorientierte Verhandlungsnetzwerke unter wissenschaftlicher Begleitung, genauer gesagt als Mechanismen intersystemischer problembezogener Koppelungen, fungieren. Schließlich soll der transdisziplinäre Reflexionsraum dazu dienen, den generellen intersystemischen Orientierungsdissens offenzulegen und zum Anlass intersystemischer Irritationen zu nutzen, um spezifische (i. e. gegenstandsbezogene) Interessenskonsense zwischen Akteuren unterschiedlicher Teilsysteme herzustellen. Dieses kann gelingen, indem eine Verständigung über die jeweiligen Interessen, die notwendigerweise verschieden gelagert sind, befördert wird, sodass sich Akteure darüber

einig werden, „wer von ihnen in einer Konstellation interdependenter Interessenverfolgung welche Interessen in welchem Maße befriedigen soll“ (Schimank 2005: 201). Ähnlich argumentieren David Jahr et al., wenn sie schreiben, die transdisziplinäre Forschungsarbeit könne dazu beitragen, dass die Praxispartner:innen „ein »realistischeres« Bild der von ihnen mit beförderten Handlungspraxis erhalten“ (2024: 298-299). Die nachfolgende Grafik soll die Phasen des transdisziplinären Austauschs zwischen dem wissenschaftlichen System und anderen gesellschaftlichen Teilsystemen verdeutlichen. Die jeweiligen Kreisläufe repräsentieren die autopoietisch geschlossenen Teilsysteme, welche zu einer punktuellen, aber sich stets wiederholenden Koppelung zusammentreffen – und das über den gesamten ko-produktiven Forschungsprozess hinweg. Über das punktuelle Zusammentreffen hinaus bestehen die Freiräume der Teilsysteme, in denen die Informationen und Erkenntnisse der Austausche reflektiert und gemäß den systemimmanenten Codierungen verarbeitet werden. Dabei ist zu betonen, dass auch während der Austausche der Raum für gemeinschaftliche Reflexion geschaffen werden sollte. Die konkrete Ausgestaltung der Reflexionspraktiken (systemintern wie systemübergreifend) wird im dritten Aufsatz umfangreich hergeleitet (Nuske 2024).

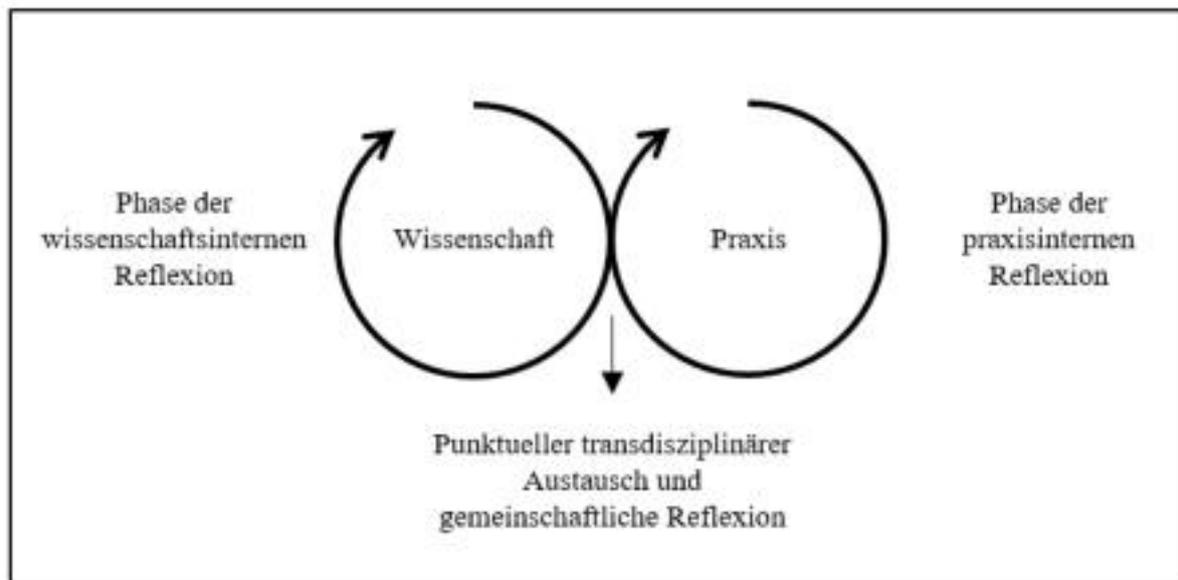


Abbildung 3: Alternierende Kreisläufe im systemübergreifenden Austausch transdisziplinärer Forschungs- und Transferarbeit (eigene Darstellung)

Ein solch dialogischer Prozess der Offenlegung und Reflexion von teilsystemischen ‚Wirklichkeiten‘ soll also eine ‚Verflüssigung‘ von festgefahrenen Überzeugungen, Verhaltensweisen, Regeln oder Mustern ermöglichen (Klatt et al. 2014: 285). Nichtsdestotrotz sei hier nochmal auf den Begriff der Übersetzung (vgl. Abschnitt 2 und 3.1.2.) verwiesen: Unter der Perspektive der Differenzierungstheorie ist es demnach nicht zu vermeiden, dass es auch im transdisziplinären Setting der Ko-Produktion von Wissen zu Bedeutungsbrüchen, Verzerrungen oder Instrumentalisierungen seitens der Praxis kommt. Denn, die „kommunikative Bedeutung [kann] nicht im Horizont von Wahrheitsfragen [...], sondern in der praktischen Dimension der Findung von Entscheidungen identifiziert und in den

Handlungszusammenhang integriert [werden]“ (Renn 2006: 504). Das Potenzial einer Rationalisierung der Entscheidungsfindung muss sich also im Spielraum der autopoietischen Selbstreferenz der Systeme bewegen – ähnlich argumentieren es Bau (2023: 43) und Jahr et al. (2024: 296 ff.). Eine vertiefte, empirisch unterfütterte Darstellung der Grenzen solcher systemischen Aushandlungsprozesse bietet der zweite Aufsatz der kumulativen Dissertation. Anhand des empirischen Fallbeispiels wird dort veranschaulicht, wie die gefestigten (systemimmanenten) Interessenlagen der Praxisakteure eben als kognitive Filter fungieren und die Verhandlungen im transdisziplinären Setting eben interessengeleitete strategische Interaktionen sind und bleiben (Nuske 2023).

Folglich hängen Verlauf und Erfolg derartiger systemübergreifender Interaktionen und Kooperationen maßgeblich von den Interessen und Fähigkeiten der beteiligten Akteure ab – damit wird der transdisziplinäre Forschungsmodus zu einem „theoretisch-konzeptionell und empirisch-methodisch anspruchsvollen Experimentierfeld mit hohem Potenzial und einigen Risiken“ (Backhaus-Maul/Gerholz 2020: 48-50). Abschließend bleibt aber zu betonen, dass das Zustandekommen nicht-zufälliger intersystemischer Aushandlungsprozesse ein großes Potenzial für die gesellschaftliche Problembearbeitung birgt. Denn bereits die Offenlegung der jeweiligen Interessenlagen und Wissensbestände kann einen produktiven Wissenstransfer nach sich ziehen – dieser wechselseitige Austausch ist in einer funktional differenzierten Gesellschaft entgegen verbreiteten normativen Behauptungen oder voreilig formulierten Erwartungen eben keine Selbstverständlichkeit (Backhaus-Maul/Gerholz 2020; Bau 2023; Jahr et al. 2024).

5. Fazit

Die vorliegende Dissertation widmet sich der Frage, wie die vom Wissenschaftsrat geforderte souveräne Offenheit des Wissenschaftssystems gegenüber der Gesellschaft aussehen müsste, ohne das Wissenschaftssystem und seine Logik grundsätzlich in Frage zu stellen. Die Dissertation greift damit wissenschaftsinterne wie gesellschaftliche Forderungen nach einer verstärkten Offenheit von Wissenschaft im Sinne einer Bearbeitung von gesellschaftlichen Aufgaben und Problemen auf und nimmt dabei individuelle Forschende, systemische Selbstverständnisse und etablierte Verfahrensweisen sowie tradierte und neuere Forschungs- und Transferformate in den Blick. Vor dem Hintergrund bereits errungener Erkenntnisse empirischer wie theoretischer Natur werden die aktuellen Leistungserwartungen aus wissenssoziologischer und wissenschaftssoziologischer Perspektive analysiert und die spezifischen Problemstellungen und Potenziale herausgearbeitet. Veranschaulicht wird dies anhand der vielfältigen Debatten um Potenziale, Aufgaben und Probleme des transdisziplinären Forschungs- und Transferansatzes. Darüber hinaus entwickelt die Dissertation ein spezifisches Verständnis von Transdisziplinarität, welches auf etablierte Wissenschaftsverständnisse aufbaut und als Bereicherung etablierter disziplinärer Forschung und linearer Transferpraktiken begriffen wird. Zugleich kann unter Einbeziehung der Theorie funktionaler Differenzierung deutlich gemacht werden, unter welchen Bedingungen und innerhalb welcher Grenzen transdisziplinäre Ermöglichungsräume des offenen Austauschs über Forschungsfelder und unter Einbezug außerwissenschaftlicher Akteure anderer

Teilsysteme geschaffen werden können. Die Ausführungen verweisen aber gleichermaßen auch auf die notwendige epistemologische Vorsicht, die mit einer solchen Offenheit einhergehen muss – eben damit sie souverän gelingen kann.

Im Zuge dessen wird argumentiert, dass eine Offenheit der Sozialwissenschaften gegenüber Gesellschaft mit einer stückweisen Entgrenzung des Wissenschaftssystems einhergeht, was wiederum spezifische wissenschaftssystemische Problematiken nach sich zieht. Dabei steht insbesondere die Grenzziehungen der Wissenschaft zu ihrem Außen, der Gesellschaft, im Fokus, die unter Bedingungen der involvierten Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen – inkl. ihrer normativen Aufgeladenheit – signifikant erschwert wird. Entsprechend prägt das Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Wahrheitsproduktion (Innovation) und gesellschaftlicher Anwendbarkeit (Legitimation) die prominenten Verständnisse des Wissenschafts-Praxis-Verhältnisses, wie sie sich nach dem zweiten Weltkrieg herausgebildet haben (vgl. Abschnitt 3.2.).

Die transdisziplinäre Forschungs- und Transferarbeit ist besonders unmittelbar mit dem Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Wahrheitsproduktion und gesellschaftlicher Anwendbarkeit konfrontiert, da diese die ko-produktiver Zusammenarbeit wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Akteure an genuin gesellschaftlichen Fragestellungen in den Mittelpunkt stellt. Fragen danach, wie sich eine solche Zusammenarbeit konkret ausgestaltet (insb. in Abgrenzung zu etablierter disziplinärer Forschungsarbeit), welche Grenzen ihr aus differenzierungstheoretischer Sicht auferlegt sind und wie mit den zugrundeliegenden Spannungen produktiv umgegangen werden kann, sind Gegenstand der drei Einzelarbeiten dieser kumulativen Dissertation. Der Rahmentext dient einerseits der Einbettung der Forschungsfrage in den historischen wissenschaftstheoretischen Kontext, in die aktuellen Debatten um Rolle und Funktion der Wissenschaft sowie in das hier verfolgte Verständnis von Transdisziplinarität im Sinne einer situierten Intervention. Dabei wurden vornehmlich Bezüge auf die Wissenschaftsverständnisse von Max Weber und Niklas Luhmann genommen bzw. wurde auf die Differenzierungstheorie als solche zurückgegriffen. Die folgenden Absätze sollen die hier verfolgten Argumente pointiert zusammenfassen und im Rahmen eines Resümees konkludieren.

Die transdisziplinären Sozialwissenschaften dienen, nach dem Verständnis einer situierten Intervention nach Zuiderent-Jerak (2015), der wissenschaftlichen Bearbeitung sog. ‚großer gesellschaftlicher Herausforderungen‘ unter Gesichtspunkten der Wahrheitsfindung *und* der gesellschaftlichen Anwendbarkeit. Damit eröffnet sich die Frage, wie mit der damit einhergehenden Heteronomie der Wissenschaft umzugehen ist. Was sind akzeptable, was inakzeptable Einflüsse auf Wissenschaft sowie auf die Wahl der Forschungsthemen und -ansätze? Gleichsam geht damit auch die Frage einher, in welchen Aspekten wissenschaftlicher Forschung überhaupt von Autonomie gesprochen werden kann bzw. wann diese auch bewahrt werden sollte. Auf den Verlauf des gesamten Forschungsprozesses blickend, können, aufbauend auf bisherigen Ausführungen sowie Max Webers Positionen zu Werturteilen und Wertbeziehungen im Forschungsprozess, die nachfolgenden Schlüsse gezogen werden:

Für die disziplinäre und transdisziplinäre Forschung gilt gleichermaßen, dass eine weitgehende wissenschaftliche Autonomie im Begründungszusammenhang (Begriffs- und Theoriebildung, empirische Analyse usw.) sicherzustellen ist. Wie schon Max Weber argumentierte, können gesellschaftliche Relevanzsetzungen (oder die Wertideen des Forschenden) im Entdeckungszusammenhang (Problem- und Themenwahl) hingegen nicht außen vor gelassen werden – vielmehr können Wertideen die Forschung produktiv anleiten (Weber 1988[1904]). Wenngleich über viele Jahrzehnte hinweg der Entdeckungszusammenhang in den vorwissenschaftlichen Bereich verdrängt wurde (Reichenbach 1938), gewinnen Forschungssätze, die dem Entdeckungszusammenhang eine signifikante Bedeutung für wissenschaftliche Theoriebildung zuschreiben (z. B. Grounded Theory) zunehmend an Prominenz (Mey/Mruck 2011). So argumentiert beispielsweise Swedberg (2012, 2016), dass der Entdeckungszusammenhang den Prozess der Theorieentwicklung nicht nur inspirieren kann, sondern gar elementar für die sozialwissenschaftliche Durchdringung eines Phänomens sei: „The main point is to get to know some phenomenon in some novel way - and for this imagination is more important than logic“ (Swedberg 2012: 11). Folglich appelliert er an die sozialwissenschaftliche Gemeinschaft, den Entdeckungszusammenhang als erste Stufe der Theoriebildung anzuerkennen und als solche aufzuarbeiten und zu fördern. Überdies kann im Entdeckungszusammenhang dann auch die gesellschaftliche Relevanz des wissenschaftlichen Wissens eine Rolle spielen, nämlich wenn es um die Auswahl und die Formung von Forschungsfragen und deren Bezug zur Gesellschaft geht. Der Unterschied zwischen disziplinärer und transdisziplinärer Forschung liegt darin, auf welche Art und Weise Funktion (kognitive Entwicklung von Wahrheiten) und Leistung (dieses Wissen anderen Teilsystemen zur Verfügung stellen) des Wissenschaftssystems (Luhmann 1977: 229) erfüllt werden.

Eine systematische Gegenüberstellung beider Forschungsmodi wird im ersten Aufsatz (Nuske et al. 2024) vorgenommen. Das synergetische Potenzial des arbeitsteiligen Zusammenwirkens beider Modi steht dort im Mittelpunkt. Entsprechend arbeitet der erste Aufsatz umfänglich heraus, dass die disziplinäre, theoriegeleitete Grundlagenforschung nicht ersetzt werden soll – vielmehr soll sie um den zusätzlichen Modus der problemgeleiteten, intervenierenden Forschung ergänzt werden. Denn auch curiositas-getriebene Forschung kann entsprechend des Humboldtschen Ideals der praktischen Relevanzwerdung (und ggf. über Umwege) zu gesellschaftlicher Relevanz führen (vgl. Abschnitt 3.2.1.). Doch während gesellschaftliche Problem- und Relevanzsetzungen im disziplinären Setting eher implizit eine Rolle spielen, werden sie im transdisziplinären Setting explizit berücksichtigt und mit Praxisakteuren bearbeitet. In der Problemorientierung (dem Bearbeiten gesellschaftlicher Fragestellungen), sowie in der Organisation transdisziplinärer Forschung (ko-kreative Wissenserzeugung) liegt das *substanzielle* sowie *prozedurale* ‚utopische Potenzial‘ transdisziplinärer Forschung – eine These, die im zweiten Aufsatz hergeleitet und anhand eines empirischen Fallbeispiels kritisch diskutiert wird (Nuske 2023). Mit der Öffnung der Forschungsarbeit für außerwissenschaftliche Akteure sowie nicht originär wissenschaftliche Forschungsbeiträge wird ein hohes Maß an Reflexionsarbeit notwendig, die auch entsprechend dokumentiert und intersubjektiv nachvollziehbar gemacht werden sollte. Die konkreten Attribute sowie Ausformung der Reflexivität in transdisziplinärer Forschung ist dann Gegenstand des dritten

Aufsatzes. Dieser arbeitet basierend auf einer Metaanalyse von zehn empirischen Publikationen zu transdisziplinärer Forschungsarbeit entsprechende Praktiken der Reflexionsarbeit heraus (Nuske 2024).

Die Forschungsarbeit als solche (also der Begründungszusammenhang), sollte auch im transdisziplinären Setting von wissenschaftlicher Autonomie geprägt sein, handelt es sich doch um wissenschaftlich angeleitete und informierte, ergebnisoffene sowie konditionale Wertediskussionen (vgl. Abschnitt 4.2.). So können wissenschaftliche Deutungsangebote erarbeitet werden, die gleichsam eine Orientierung für die soziale Welt bieten sollen (Brand 2023: 84-85). Dass sich die Wissenschaft überhaupt als solche ‚einmischt‘ und einen Mehrwert für die Bearbeitung gesellschaftlicher Aufgaben und Problemen haben kann, liegt ja gerade darin, dass sie besonderes Wissen produziert – nämlich ein Wissen, das auf einem Expert:innenstatus der Forschenden fußt und damit aus einer funktionalen Asymmetrie entspringt (Speck/Villa 2023; Schimank 2024: 456). Zudem kann nur die Wahrung wissenschaftlicher Autonomie davor schützen, von gesellschaftlichen Interessen vereinnahmt, also „vor den Karren einer politischen Agenda gespannt zu werden“ (Brand 2023: 75). Damit einher geht auch, Konflikte zwischen Wertmaximen nicht zu verschleiern, indem nur ausgewählte („einfache“) Praxispartner:innen einbezogen werden, oder zugrundeliegende Konflikte unadressiert zu lassen (Hennen 2019: 31; Schimank 2024: 463), um und niemanden ‚vor den Kopf zu stoßen‘. Die Aufgabe transdisziplinärer Wissenschaften besteht schließlich darin, die Wirklichkeit unter den Problemgesichtspunkten zu erfassen, die von kultureller Bedeutung sind und somit notwendigerweise einen Pluralismus an Werten umfassen (Hennen 2019: 31).

Die Relevanz des im transdisziplinären Setting produzierten Wissens sollte wiederum gleichermaßen unter Gesichtspunkten des wissenschaftlichen und des gesellschaftlichen Nutzens beurteilt werden. Im Verwertungszusammenhang gilt es für die Wissenschaft – und somit gleichermaßen für einzelne Wissenschaftler:innen – zwischen Sein und Sollen zu trennen und die Fragen der Wahrheit und Fragen der Richtigkeit nicht zu vermischen. Wie bereits formuliert, bleibt die außerwissenschaftliche Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Händen der jeweiligen Gesellschaftsakteure. Die Gestaltung etwa politischer Prozesse liegt schlichtweg nicht im Kompetenzbereich von Wissenschaftler:innen. Zugleich dürfen Entscheidungen über Werte, Ideale und praktischen Lebensfragen nicht durch wissenschaftliches Fachwissen substituiert werden (Weber 1988[1918]: 508; Brand 2023: 76). Denn, so stellte es Strohschneider (2014: 189-190) bezogen auf die Gefahr der Hypertrophierung von Wissenschaft (vgl. Abschnitt 4.1.) pointiert heraus:

Die Substituierung des Politischen durch wissenschaftliche Expertise und die damit zwangsläufig einhergehende Verlagerung politischer Konflikte in sie hinein überfordert die Wissenschaften. Sie steht in unauflösbarer Spannung zur prinzipiellen Offenheit wissenschaftlicher Erkenntnis und sie bringt die Wissenschaften stets in eine dilemmatische Lage: Sie müssen dann entweder diese Offenheit um den Preis ihrer politischen Entscheidungs- und Legitimationskraft betonen oder gegen ihren eigenen Begriff (und wider besseres Wissen) ihr Wissen als definitiv inszenieren.

Folglich ist mit der expliziten Berücksichtigung gesellschaftlicher Interessen und Nutzenabwägungen in der Formulierung der Forschungsfrage sowie der engen Einbindung gesellschaftlicher Akteure in den Prozess der Ko-Produktion von Wissen der Umgang mit den heterogenen Interessenlagen und Wertbeziehungen als besonders herausfordernder Aspekt transdisziplinärer Forschungsarbeit hervorzuheben. Der situierte Ansatz transdisziplinärer Forschungsarbeit versucht, sich dieser Problemlagen anzunehmen, indem sie zum Gegenstand empirischer Forschung gemacht werden. Damit wird die Offenlegung, wissenschaftliche Einordnung sowie das reflexive Verhandeln von Interessenlagen und Wertbeziehungen beteiligter Akteure zum Kernbestandteil der transdisziplinären Sozialwissenschaft. Die hier wissenssoziologisch fundierte Transdisziplinarität der situierten Intervention entspricht damit der Selbstbeschreibung von Sozialwissenschaften als Orientierungstifterin und nicht der einer engagierten Advokatorin oder Missionarin, wie Michael Burawoy sie beschreibt. Das hier verfolgte Verständnis von Transdisziplinarität fügt sich vielmehr in Pasteurs Quadranten ein (vgl. Abschnitt 3.2.3.), da gesellschaftliche Fragestellungen aufgegriffen und insoweit in wissenschaftliche Fragestellungen überführt werden, so dass neben dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse auch der gesellschaftliche Nutzen hinreichend berücksichtigt werden kann. Dieser Ansatz einer nicht-finalisierten und zweckfreien Wissenschaft vermag es somit, der Forderung des Wissenschaftsrates (2020: 5) nachzukommen,

Ermöglichungsräume für einen offenen Austausch mit unterschiedlichen Partnern, für Kooperationen über Grenzen von Forschungsfeldern und gesellschaftlichen Bereichen hinweg sowie für flexible und rasche Umorientierungen im Forschungsprozess hin zu Anwendungsfragen und umgekehrt zu schaffen.

Es bleibt also festzuhalten, dass die Sozialwissenschaften aufgefordert sind, sich in Bezug zu den an sie gerichteten epistemischen, gesellschaftlich-strategischen und normativen Erwartungen in der Bearbeitung ‚großer gesellschaftlicher Herausforderungen‘ zu positionieren. Gleichwohl sollte der differenzierungstheoretisch begründbare Pessimismus hinsichtlich der Möglichkeit von produktiven Veränderungen in komplexen Problemlagen mit einer Vielzahl involvierter Akteuren und Kontextbedingungen nicht von der Hand gewiesen werden. Die vorliegende (überwiegend) theoretische dient der wissens- und wissenschaftssoziologischen Grundlegung transdisziplinärer Forschung, welche auf bereits etablierte und bewährte Verständnisse wissenschaftlicher Arbeit aufbaut bzw. auf diese verweist. Die in diesem Zuge durchgeführte Begriffsschärfung des transdisziplinären Forschungsansatzes versucht aufzuzeigen, in welchem Selbstverständnis und unter welchen Prämissen die Ko-Produktion anwendungsorientierten wissenschaftlichen Wissen ermöglicht werden kann, um der Gesellschaft in einer *souveränen* Offenheit gegenüberzutreten.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1971[1969]): Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, Theodor W./Dahrendorf, Ralf/Pilot, Harald/Hans, Albert/Habermas, Jürgen/Popper, Karl R. (Hrsg.), *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. 3. Auflage. Darmstadt: Luchterhand, 125-144.
- Albert, Gert (2010): Der Werturteilsstreit. In: Kneer, Georg/Moebius, Stephan (Hrsg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 14-45.
- Arnoldi, Jakob (2001): Niklas Luhmann. An Introduction. In: *Theory, Culture and Society*, 18 (1), 1-13.
- Augenstein, Karoline/Böger, Paula Maria/Levin-Keitel, Meike/Trenks, Helena (2022): Wie entfalten Reallabore Wirkung für die Transformation? Eine *embedded-agency perspective* zur Analyse von Wirkmechanismen in Reallaboren. In: *GAI*A, 31 (4), 207-214.
- Backhaus-Maul, Holger/Gerholz, Karl-Heinz (2020): Feine Gelegenheiten zur Kooperation. Wissenstransfer zwischen Universitäten und zivilgesellschaftlichen Organisationen. In: Derkau, Julia/Hofer, Manfred (Hrsg.), *Campus und Gesellschaft. Service Learning an deutschen Hochschulen. Positionen und Perspektiven*, Weinheim: Beltz Juventa, 37-52.
- Backhaus-Maul, Holger (2022): Wissenstransfer zwischen Hochschulen und Zivilgesellschaft. In: *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 6, 222-224.
- Bau, Michael (2023): Handlungsbedingungen für Innovations- und Transferräume. In: Borowski, Esther/Cernavin, Oleg/Hees, Frank/Joerßen, Theresa (Hrsg.), *Erfolgreicher Transfer in der Arbeitsgestaltung*. Münster: Waxmann, 33-50.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (1989): Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaft und Praxis. In: ders., *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 7-45.
- Becke, Guido/Senghaas-Knobloch, Eva (2011): Dialogorientierte Praxisforschung in organisatorischen Veränderungsprozessen. In: Meyn, Christina/Peter, Gerd/Dechmann, Uwe/Georg, Arno/Katenkamp, Olaf (Hrsg.), *Arbeitssituationsanalyse. Band 2: Praxisbeispiele und Methoden*. Wiesbaden: Springer Verlag, 383-405.
- Bieler, Patrick/Bister, Milena D./Schmid, Christine (2021): Formate des Ko-laborierens: Geteilte epistemische Arbeit als katalytische Praxis. In: *Berliner Blätter*, 83, 87-105.
- Böhme Gernot/van den Daele, Wolfgang/Krohn, Wolfgang (1972): Alternativen in der Wissenschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 1 (4), 302-316.

Böhme Gernot/van den Daele, Wolfgang/Krohn, Wolfgang (1973): Die Finalisierung der Wissenschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 2 (2), 128-144.

Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (2011 [1991]): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: De Gruyter Verlag.

Brand, Richard A. (2023): Öffentliche Soziologie zwischen Autonomie und Engagement. Zum gesellschaftlichen Nutzen von Michael Burawoys ‚Public Sociology‘. Wiesbaden: Springer Verlag.

Burawoy, Michael (2005): For Public Sociology. In: *Soziale Welt*, 56 (4), 347–374.

Burawoy, Michael (2015): Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit. Weinheim: Beltz Juventa.

Carayannis, Elias G./Campell, David F.J. (2010): Triple Helix, Quadruple Helix and Quintuple Helix and how DO Knowledge, Innovation and the Environment Relate To Each Other? A Proposed Framework for a Trans-disciplinary Analysis of Sustainable Development and Social Ecology. In: *International Journal of Social Ecology and Sustainable Development*, 1(1), 41-69.

Carayannis, Elias G./Campell, David F.J. (2019): Smart Quintuple Helix Innovation Systems. How Social Ecology and Environmental Protection Are Driving Innovation, Sustainable Development and Economic Growth. Cham: Springer Verlag.

Compagnucci, Lorenzo/Spigarelli, Francesca (2020): The Third Mission of the University: A Systematic Literature Review on Potentials and Constraints. In: *Technological Forecasting & Societal Change*, 161, 1-30.

Dahrendorf, Ralf (1968): Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie. München: Piper.

Dahrendorf, Ralf (1976): Die Unabhängigkeit der Wissenschaft. In: *DIE ZEIT* am 21.5.1976. Text abrufbar unter: <https://www.zeit.de/1976/22/die-unabhaengigkeit-der-wissenschaft> (Zugriff am 05.09.2023).

Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (2018): Partizipative Wissenserzeugung und Wissenschaftlichkeit – ein methodologischer Beitrag. In: ders. (Hrsg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen: Eine Methodensammlung*, Band 1. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 39-67.

Dörre, Klaus/Ettrich, Frank/Lohr, Karin/Löw, Martina/Rosa, Hartmut/Seyd, Benjamin (2021): Zwischen den Stühlen. Das Berliner Journal für Soziologie in der gesellschaftlichen Transformation und Refiguration. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 31 (1), 145-157.

Etzkowitz, Henry/Leydesdorff, Loet (2000): The Dynamics of Innovation: From National Systems and ›Mode 2‹ to a Triple Helix of University–Industry–Government Relations. In: *Research Policy*, 29, 109–123.

European Commission's Directorate-General for Research and Innovation (DG RTD) (2023): Futures of Science for Policy in Europe: Scenarios and Policy Implications. Text abrufbar unter: https://research-and-innovation.ec.europa.eu/news/all-research-and-innovation-news/futures-science-policy-europe-scenarios-and-policy-implications-2023-10-10_en (Zugriff am 14.12.2023).

Eversberg, Dennis/Liebig, Steffen/Schmelzer, Matthias/Treu, Nina (2017): Public Sociology in der Bewegungsforschung: Zum Verhältnis von Soziologie, Gesellschaftskritik und soziale Bewegungen. In: Aulenbacher, Brigitte/Burawoy, Michael/Dörre, Klaus/Sittel, Johanna (Hrsg.), *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft um Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 176-188.

Froese, Anna/Mevissen, Natalie (2016): Fragmentierter Wissenstransfer der Sozialwissenschaften: Zur Relevanz disziplinspezifischer Kontextfaktoren. In: Froese, Anna/Simon, Dagmar/Böttcher, Julia (Hrsg.), *Soziologie und Gesellschaft: Neue Verortungen von Wissenstransfer*. Bielefeld: Transcript, 31-63.

Froese, Anna/Simon, Dagmar (2016): Eine disziplinäre Perspektive auf Wissenstransfer – zur Einführung. In: Froese, Anna/Simon, Dagmar/Böttcher, Julia (Hrsg.), *Soziologie und Gesellschaft: Neue Verortungen von Wissenstransfer*. Bielefeld: Transcript, 9-27.

Füllsack, Manfred (2010): Die Habermas-Luhmann-Debatte. In: Kneer, Georg/Moebius, Stephan (Hrsg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 154-181.

Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Scott, Peter/Schwartzman, Simon/Nowotny, Helga (1994): *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: SAGE Publications.

Giddens, Anthony/Dallmayr, Fred Reinhard (1982): *Profiles and Critiques in Social Theory*. Berkeley, CA: University of California Press.

Gieryn, Thomas (1983): Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. In: *American Sociological Review*, 48 (6), 781-795.

Godemann, Jasmin (2008): Knowledge Integration: a Key Challenge for Transdisciplinary Cooperation. In: *Environmental Education Research*, 14 (6), 625-641.

Hennen, Leonhard (2019): Max Weber revisited: Die "Wertbeziehung(en)" der Technikfolgenabschätzung. In: *TATuP - Zeitschrift für Technikfolgenabschätzung in Theorie und Praxis*, 28 (1), 27-32.

Herberg, Jeremias (2018): Transdisziplinäre Nähe oder soziologische Distanz? In: Henkel, Anna/Hochmann, Lars/Buschmann, Nikolaus/Lüdtke, Nico (Hrsg.), *Reflexive Responsibilisierung: Verantwortung für nachhaltige Entwicklung*. Bielefeld: transcript-Verlag, 81-104.

Herbst, Sarah/Vogel, Berthold/Niese, Kristof/Wächter, Monika/Wedekind, Lara (2021): BMBF-Förderrichtlinie ›Zusammenhalt stärken in Zeiten von Krisen und Umbrüchen‹. Zum gesellschaftlichen Zusammenhalt forschen: Perspektiven auf eine innovative Fördermaßnahme. Text abrufbar unter: https://sofi.uni-goettingen.de/fileadmin/user_upload/Broschuere_Krisen_und_Umbrueche.pdf (Zugriff am 06.12.2023).

Hirsch Hadorn, Gertrude/Biber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Hoffmann-Riem, Holger/Joye, Dominique/ Pohl, Christian/Wiesmann, Urs/Zemp, Elisabeth (2008): The Emergence of Transdisciplinarity as a Form of Research. In: Hirsch Hadorn, Gertrude/Hoffmann-Riem, Holger/Biber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Hoffmann-Riem, Holger/Joye, Dominique/ Pohl, Christian/Wiesmann, Urs/Zemp, Elisabeth (Hrsg.), *Handbook of Transdisciplinary Research*, Springer Verlag, 19-39.

Hochschulrektorenkonferenz (2017): Transfer und Kooperation als Aufgaben der Hochschulen. Entschließung der HRK-Mitgliederversammlung vom 14.11.2017. Text abrufbar unter: <https://www.hrk.de/positionen/beschluss/detail/transfer-und-kooperation-als-aufgaben-der-hochschulen/> (Zugriff am 29.11.2023).

Hüther, Otto/Schimank, Uwe (2023): Debatten zur Wissenschaftsfreiheit in Deutschland - aktuelle Themen und Positionen und deren historische Einordnung. In: *Wissenschaftspolitik im Dialog*. 23/2023. Eine Schriftenreihe der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Text abrufbar unter: https://www.bbaw.de/files-bbaw/publikationen/wissenschaftspolitik_im_dialog/W-i-D_23/WiD_23_2023_Debatten_Wissenschaftsfreiheit.pdf (Zugriff am 11.06.2024).

Humboldt, Wilhelm von (2010[1809/10]): Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin. In: Horst, Johanna-Charlotte/Kagerer, Johannes/Karl, Regina/Kaulsbarsch, Vera/Kleinbeck, Johannes/Kreuzmair, Elias/Luhn, Anouk/Renner, Adrian/Sailer, Anna/Severin, Tillmann/Sohns, Hanna/Sréter, Jennifer (Hrsg.), *Unbedingte Universitäten. Was ist Universität? Texte und Positionen einer Idee*. Zürich: diaphanes, 95-103.

Jaeger, Jochen/Scheringer, Martin (2018): Weshalb ist die Beteiligung von Akteuren nicht konstitutiv für transdisziplinäre Forschung? In: *GAIA-Ecological Perspectives for Science and Society*, 27 (4), 345-347.

Jahn, Thomas/Bergmann, Matthias/Keil, Florian (2012): Transdisciplinarity: Between Mainstreaming and Marginalization. In: *Ecological Economics*, 79, 1-10.

Jahr, David/Arend, Arne/Backhaus-Maul, Holger (2024): Wissenstransfer zwischen zivilgesellschaftlichen Bildungsakteur:innen und Sozialwissenschaftler:innen – Dokumentarische Analysen eines Fachgesprächs über Service-Learning-Praxis. In: Backhaus-Maul, Holger/ Fückler, Sonja/ Grimmig, Martina/ Kamuf, Viktoria/ Nuske, Jessica/ Quent, Matthias (Hrsg.), *Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente*. Frankfurt am Main: Campus, 273-302.

Kaldewey, David (2013): Wahrheit und Nützlichkeit. Selbstbeschreibungen der Wissenschaft zwischen Autonomie und gesellschaftlicher Relevanz. Bielefeld: transcript Verlag.

Kaldewey, David (2016): Die Sehnsucht nach der Praxis: Beobachtungen zur Identitätsarbeit der Sozialwissenschaften. In: Froese, Anna/Simon, Dagmar/Böttcher, Julia (Hrsg.), *Sozialwissenschaften und Gesellschaft. Neue Verordnungen von Wissenstransfer*. Bielefeld: transcript Verlag, 129-157.

Kieserling, André (2004): Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Klatt, Rüdiger/Ciesinger, Kurt-Georg/Cohen, Hendrik/Steinberg, Silke (2014): Systemisch orientierte Interventionsforschung als innovative Methode gestaltungsorientierter Arbeitsforschung. In: Jostmeier, Milena/Georg, Arno/Jacobsen, Heike (Hrsg.), *Sozialen Wandel gestalten. Zum gesellschaftlichen Innovationspotenzial von Arbeits- und Organisationsforschung*. Wiesbaden: Springer Verlag, 279-288.

Knoblauch, Hubert (2010). *Wissenssoziologie*, 2. Auflage. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.

Kny, Josefa/Rachel, Claus/ Harris, Janet/Schäfer, Martina (2023): Assessing Societal Effects: Lessons from Evaluation Approaches in Transdisciplinary Research Fields. In: *GAIA*, 32 (1), 178-185.

König, Eckard (1972): Wertfreiheit und Rechtfertigung von Normen im Positivismusstreit. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 1 (3), 225-239.

Kraemer, Klaus (2023): Was kann die Soziologie im Schockzustand einer Krise leisten? Eine Entgegnung auf Heinz Bude. In: *Soziologie*, 52 (1), 7-25.

Kubon-Gilke, Gisela/Maier-Rigaud, Remi (2020): Utopien und Sozialpolitik. Über die Orientierungsfunktion von Gesellschaftsmodellen. Marburg: Metropolis-Verlag.

Kurtz, Thomas (2007): Sociological Theory and Sociological Practice. In: *Acta Sociologica*, 50 (3), 283-294.

Lang, Daniel J./Wiek, Arnim/Bergmann, Matthias et al. (2012): Transdisciplinary Research in Sustainability Science: Practice, Principles, and Challenges. In: *Sustainability Science*, 7 (1), 25-43.

Lawrence, Mark G./Williams, Stephen/Nanz, Patrizia/Renn, Ortwin (2022): Characteristics, Potentials, and Challenges of Transdisciplinary Research. In: *One Earth*, 5 (1), 44-61.

Leggewie, Claus (2006): Deliberative Demokratie — Von der Politik zur Gesellschaftsberatung (und zurück). In: Falk, Svenja/Rehfeld, Dieter/Römmele, Andrea/Thunert, Martin (Hrsg.), *Handbuch Politikberatung*. Wiesbaden: VS Verlag für Soziologie, 152–160.

Lüdtke, Nico (2018): Transdisziplinarität und Verantwortung. In: Henkel, Anna/Hochmann, Lars/Buschmann, Nikolaus/Lüdtke, Nico (Hrsg.), *Reflexive Responsibilisierung: Verantwortung für nachhaltige Entwicklung*. Bielefeld: transcript-Verlag, 105-122.

Luhmann, Niklas (2004[1986]): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* 4. Auflage. Wiesbaden: Springer Verlag.

Luhmann, Niklas (1993). „Was ist der Fall?“ und „Was steckt dahinter?“. Die zwei Soziologien und die Gesellschaftstheorie. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 22 (4), 245-260.

Luhmann, Niklas (1977): Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften: Zur Einführung. In: Wissenschaftszentrum Berlin (Hrsg.), *Interaktion von Wissenschaft und Politik. Theoretische und praktische Probleme der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 16-39.

Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Lux, Alexandra/Schäfer, Martina/Bergmann, Matthias/Jahn, Thomas/Marg, Oskar/Nagy, Emilia/Ransiek, Anna-Christin/Theiler, Lena (2019): Societal Effects of Transdisciplinary Sustainability Research — How Can They Be Strengthened During the Research Process? In: *Environmental Science & Policy*, 101, 183-191.

Maasen, Sabine/Dickel, Sascha Dickel (2016): Partizipation, Responsivität, Nachhaltigkeit: Zur Realfiktion eines neuen Gesellschaftsvertrags. In: Simon, Dagmar/Knie, Andreas/Hornbostel, Stefan/Zimmermann, Karin (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftspolitik*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Verlag, 225-242.

Maasen, Sabine/Sutter, Barbara (2022): Wissen und Gesellschaft: Neues zur Vertragsgestaltung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 72 (26-27), 49-54.

Mannheim, Karl (1969[1929]): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt am Main: Schulte-Bulmke.

Marg, Oskar/Theiler, Lena (2023): Effects of Transdisciplinary Research on Scientific Knowledge and Reflexivity. In: *Research Evaluation*, 32 (4), 635-647.

Max-Neef, Manfred A. (2005): Foundations of Transdisciplinarity. In: *Ecological Economics*, 53 (1), 5-16.

Mayntz, Renate (1988): Funktionelle Teilsysteme in der Theorie sozialer Differenzierung. In: Mayntz, Renate; Rosewitz, Bernd; Schimank, Uwe; Stichweh, Rudolf (Hrsg.), *Differenzierung und Verselbstständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Frankfurt: Campus, 11-44.

Merkel, Wolfgang (2021): Wissenschaft, Moralisierung und die Demokratie im 21. Jahrhundert. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 71 (26-27), 4-11.

Mesny, Anne (2014): Public Sociology and Research Ethics. In: Hanemaayer, Ariane/Schneider, Christopher J. (Hrsg.), *The Public Sociology Debate. Ethics and Engagement*. Vancouver: UBC Press, 153-174.

Mevissen, Natalie (2016): Ewig umstritten: Soziologie zwischen Engagement und Distanzierung. In: Froese, Anna/Simon, Dagmar/Böttcher, Julia (Hrsg.), *Soziologie und Gesellschaft: Neue Verortungen von Wissenstransfer*. Bielefeld: Transcript, 193–231.

Mevissen, Natalie (2019) *Normativität und Wertneutralität. Grundlegungen zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie*. Bielefeld: Transcript.

Mey, Günter/Mruck, Katja: *Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven*. In: (Ders.): *Grounded Theory Reader*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer Verlag, 11-48.

Mittelstraß, Jürgen (1992): Auf dem Wege zur Transdisziplinarität. In: *GAIA*, 1 (5), 250.

Mittelstraß, Jürgen (2018): Geleitwort. In: Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (Hrsg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*. Wiesbaden: Springer Verlag, 5.

Morozov, Evgeny (2013): *To Save Everything, Click Here. The Folly of Technological Solutionism*. New York: Public Affairs.

Moser, Andrea/Wolf, Birge (2023): Wirkungspotenziale von Forschung und Entwicklung bewerten: Ein theoriebasiertes und multidimensionales Kriterien-Set. In: Mörtel, Julia/Nordmann, Alfred/Schlaudt, Oliver (Hrsg.), *Indikatoren in Entscheidungsprozessen. Stärken und strukturelle Schwächen*. Wiesbaden: Springer Verlag, 57-68.

Neun, Oliver (2016): Die Verwendungsdebatte innerhalb der deutschen Soziologie: eine vergessene Phase der fachlichen Selbstreflexion. In: Staubmann, Helmut (Hrsg.), *Soziologie in Österreich – Internationale Verflechtungen*. Innsbruck: Innsbruck University Press, 333-353.

Neun, Oliver (2018): Sozialwissenschaften und Demokratie: eine Kritik der wissenschaftssoziologischen Paradigmen „Mode 2“ und „Medialisierung“ aus soziologischer Sicht. In: Keller, Reiner/Poferl, Angelika (Hrsg.), *Wissenskulturen der Soziologie*. Weinheim: Belz Juventa, 180-199.

Nicolescu, Basarab (2002): *Manifesto of Transdisciplinarity*. Albany: State University of New York Press.

Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael (2003): Introduction: ‘Mode 2’ Revisited: The New Production of Knowledge. In: *Minerva*, 41 (3), 179-194.

Nuske, Jessica (2023): Transdisziplinäre Reallabore in der Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen: Utopie einer ko-kreativen Gesellschaftsgestaltung? In: *Zeitschrift für Gemeinwirtschaft und Gemeinwohl*, 46 (2), 232-245.

Nuske, Jessica (2024): Reflexivität – Schlüsselkategorie in der transdisziplinären Forschung. In: Backhaus-Maul, Holger/ Fückler, Sonja/ Grimmig, Martina/ Kamuf, Viktoria/ Nuske, Jessica/ Quent, Matthias (Hrsg.), *Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente*. Frankfurt am Main: Campus, 379-402.

Nuske, Jessica/Bleses, Peter/Warsewa, Günter (2024): Wissenstransfer in disziplinärer und transdisziplinärer Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt am Beispiel der Transferwerkstatt „Wissen-schaftt-Politik“. In: Backhaus-Maul, Holger/ Fückler, Sonja/ Grimmig, Martina/ Kamuf, Viktoria/ Nuske, Jessica/ Quent, Matthias (Hrsg.), *Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente*. Frankfurt am Main: Campus, 87-109.

Oldenberg, Karl (1996[1913]): Werturteile. In: Nau, Heino Heinrich (Hrsg.), *Der Werturteilsstreit. Die Äußerungen zur Werturteilsdiskussion im Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik*. Marburg: Metropolis, 96-98.

Pfetsch, Frank R. (1979): The ‘Finalization’ Debate in Germany: Some Comments and Explanations. In: *Social Studies*, 9, 115-124.

Pohl, Christian/Hirsch Hadorn, Gertrude (2008): Methodological Challenges of Transdisciplinary Research. In: *Natures Sciences Sociétés*, 16, 111-121.

Polk, Merritt (2015): Transdisciplinary Co-Production: Designing and Testing a Transdisciplinary Research Framework for Societal Problem Solving. In: *Futures*, 65, 110-122.

Priddat, Birger (2003): Die Lobby der Vernunft. Die Chancen wissenschaftlicher Politikberatung. In: Leif, Thomas/Speth, Rudolf (Hrsg.), *Die stille Macht. Lobbyismus in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Soziologie, 43-54.

Pries, Ludger (2019): Soziologie. Schlüsselbegriffe, Herangehensweisen, Perspektiven. 4., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.

Reckwitz, Andreas (2021): Gesellschaftstheorie als Werkzeug. In: Reckwitz, Andreas/Rosa, Hartmut (Hrsg.), Spätmoderne in der Krise: Was leistet die Gesellschaftstheorie? Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 23-150.

Reichenbach, Hans (1938): Experience and Prediction. An Analysis of the Foundations and the Structure of Knowledge. Chicago: The University of Chicago Press.

Renn, Joachim (2006): Übersetzungsverhältnisse. Göttingen: Velbrück Wissenschaft.

Renn, Ortwin (2019): Die Rolle(n) transdisziplinärer Wissenschaft bei konfliktgeladenen Transformationsprozessen. In: *GAlA*, 28 (1), 44-51.

Ritsert, Jürgen (2010): Der Positivismusstreit. In: Kneer, Georg/Moebius, Stephan (Hrsg.), Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen. Berlin: Suhrkamp Verlag, 102-130.

Rohe, Wolfgang (2015): Vom Nutzen der Wissenschaft für die Gesellschaft: Eine Kritik zum Anspruch der transformativen Wissenschaft. In: *GAlA*, 24 (3), 156-159.

Schimank, Uwe (2001): Funktionale Differenzierung, Durchorganisierung und Integration der modernen Gesellschaft. In: Tacke, Veronika (Hrsg.), Organisation und gesellschaftliche Differenzierung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 19-38.

Schimank, Uwe (2005): Differenzierung und Integration der modernen Gesellschaft. Beiträge zur akteurszentrierten Differenzierungstheorie 1. Wiesbaden: Springer Verlag.

Schimank, Uwe (2012): Wissenschaft als gesellschaftliches Teilsystem. In: Maasen, Sabine/Kaiser, Mario/Reinhart, Martin/Sutter, Barbara (Hrsg.), Handbuch Wissenschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer Verlag, 113-123.

Schimank, Uwe (2019): Politische Gesellschaftsgestaltung heute – sozial- und gesellschaftstheoretische Erwägungen angesichts von Transformationsvorhaben wie der „Energiewende“. In: *dms – der moderne Staat – Zeitschrift für Public Policy, Recht und Management*, 12 (2), 251-265.

Schimank, Uwe (2024): Wissenschaftliche Objektivität und gesellschaftliche Interessen – die konstitutive Grundspannung ko-produktiven Transfers. In: Backhaus-Maul, Holger/ Fückler, Sonja/ Grimmig, Martina/ Kamuf, Viktoria/ Nuske, Jessica/ Quent, Matthias (Hrsg.), Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente. Frankfurt am Main: Campus, 439-466.

Schmoller, Gustav (1998[1911]): Volkswirtschaft, Volkswirtschaftslehre und -methode. In: ders., Historisch-ethische Nationalökonomie als Kulturwissenschaft. Ausgewählte methodologische Schriften. Marburg: Metropolis, 215-361.

Schnädelbach, Herbert (1972): Über den Realismus: Ein Nachtrag zum Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. In: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie*, 3 (1), 88-112.

Schneider, Flurina/Llanque-Zonta, Aymara/Andriamihaja, Onintsoa Ravaka/ Andriatsitohaina, R. Ntsiva N./Tun, Aung Myin/Boniface, Kiteme/Jacobi, Johanna/Celio, Enrico/Diebold, Clara Léonie/Patrick, Laby/Latthachack, Phokham/Llopis, Jorge Claudio/Lundsgaard-Hansen, Lara/Messerli, Peter/Mukhov, Stellah/Tun, Nwe Nwe/Rabemananjara, Zo Hasina/Ramamonjisoa, Bruno Salomon/Thongmanivong, Sithong/Vongvisouk, Thouthone/Thongphanh, Daovorn/Myint, Win/Zaehringer, Julie Gwendolin (2022): How Context Affects Transdisciplinary Research: Insights from Asia, Africa and Latin America. In: *Sustainability Science*, 17 (6), 2331-2345.

Schneider, Flurina/Giger, Markus/Harari, Nicole/Moser, Stephanie/Oberlack, Christoph/Providoli, Isabelle/Schmid, Leonie/Tribaldos, Theresa/Zimmermann, Anne (2019): Transdisciplinary Co-Production of Knowledge and Sustainability Transformations: Three Generic Mechanisms of Impact Generation. In: *Environmental Science & Policy*, 102, 26-35.

Simon, Dagmar/Knie, Andreas (2021): Vom Libero zur Viererkette? Eine Neubewertung transdisziplinärer Forschung in der akademischen Wissenschaft. In: Jeremias Herberg, Johannes Staemmler und Patrizia Nanz (Hrsg.), *Wissenschaft im Strukturwandel. Die paradoxe Praxis engagierter Transformationsforschung*. München: oekom Verlag, 63-81.

Siri, Jasmin (2023): Niklas Luhmann: Öffentliche Soziologie - systemtheoretisch beobachtet. In: Selke/Stefan; Neun/Oliver; Jende/Robert; Lessenich/Stephan; Bude/Heinz (Hrsg.), *Handbuch Öffentliche Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 153-160.

Speck, Sarah/Villa, Paula-Irene (2023): *Academica and Politics - Entangled, yet not the Same*. Culture Wars Papers, no. 39. Institute for European, Russian and Eurasian Studies. Text abrufbar unter: <https://www.illiberalism.org/academia-and-politics-entangled-yet-not-the-same/> (Zugriff am 01.04.2024).

Spranger, Eduard (1996[1913]): Die Stellung der Werturteile in der Nationalökonomie. In: Heino Heinrich Nau (Hrsg.), *Der Werturteilsstreit. Die Äußerungen zur Werturteilsdiskussion im Ausschluß des Vereins für Sozialpolitik*. Marburg: Metropolis, 122-146.

Srubar, Ilja (2010): Der Streit um die Wissenssoziologie. In: Kneer, Georg/Moebius, Stephan (Hrsg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp Verlag, 46-78.

Stifterverband 2021: Jahresbericht 2020/21. Text abrufbar unter: <https://www.stifterverband.org/jahresbericht-2020-2021> (Zugriff am 06.12.2023).

- Stock, Günter (2014): Festsitzung zum Leibniztag. Bericht des Präsidenten. Berlin, 28.06.2014
- Stokes, Donald E. (1997): Pasteur's Quadrant. Basic Science and Technological Innovation. Washington: The Bookings Institution.
- Strohschneider, Peter (2012): Verwissenschaftlichte Politik und politisierte Wissenschaft. Anmerkungen zu einer komplexen Konstellation. In: Grunewald, Armin/Revermann, Christoph/Sauter, Arnold (Hrsg.), Wissen für das Parlament. 20 Jahre Technikfolgenabschätzung am Deutschen Bundestag. Berlin: Edition Sigma, 61-76.
- Strohschneider, Peter (2014): Zur Politik der Transformativen Wissenschaft. In: Brodocz, André (Hrsg.), Die Verfassung des Politischen: Festschrift für Hans Vorländer. Wiesbaden: Springer, 175-192.
- Swedberg, Richard (2012): Theorizing in Sociology and Social Sciences: Turning to the Context of Discovery. In: *Theory and Society*, 41 (1), 1-40.
- Swedberg, Richard (2016): Before Theory Comes Theorizing or How to Make Social Science More Interesting. In: *The British Journal of Sociology*, 67 (1), 5-22.
- Turner, Stephen (2007): Public Sociology and Democratic Theory. In: *Sociology*, 41 (5), 785-798.
- Van der Berg, Axel (2014): Public Sociology, Professional Sociology, and Democracy. In: Hanemaayer, Ariane/Schneider, Christopher J. (Hrsg.), The Public Sociology Debate. Ethics and Engagement. Vancouver: UBC Press, 53-73.
- Warsewa, Günter/Bleses, Peter/Güldner, Matthias (2020): Der Transfer von sozialwissenschaftlichem Wissen als Forschungsgegenstand. In: *Soziologie*, 49 (3), 287-307.
- Weber, Max (1988[1904]): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr, 146-214
- Weber, Max (1988[1918]): Der Sinn der »Wertfreiheit« der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr, 489-540.
- Weber, Max (1988[1919]): Wissenschaft als Beruf. Vortrag. In: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: J.C.B. Mohr, 582-613.
- Webster, Edward (2017): Partei ergreifen: Verheißungen und Fallstricke einer öffentlichen Soziologie im Apartheid-Südafrika. In: Aulenbacher, Brigitte/Burawoy, Michael/Dörre, Klaus/Sittel, Johanna (Hrsg.), Öffentliche Soziologie. Wissenschaft um Dialog mit der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 260-273.

Wehling, Peter (2022): Transdisziplinarität und Solutismus. Ein verfehler Vorwurf, aus dem sich trotzdem einiges lernen lässt. In: *GAIA*, 31 (1), 19-23.

Weingart, Peter (1997): From “Finalization” to “Mode 2”: Old Wine in New Bottles? In: *Social Science Information*, 36 (4), 591-613.

Weingart, Peter (2016): Wissenschaftssoziologie. In: Simon, Dagmar/Knie, Andreas/Hornbostel, Stefan/Zimmermann, Karin (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftspolitik*. Wiesbaden: Springer VS, 141-155.

Weingart, Peter (2021): Wissenschaftliche Politikberatung in Krisenzeiten. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 71 (3-4), 28-32.

Wingens, Matthias/Fuchs, Stephan (1989): Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant? Perspektiven einer konstruktivistisch ansetzenden Verwendungsforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 18 (3), 208–219.

Wissenschaftsrat (2015): Zum wissenschaftspolitischen Diskurs über Große gesellschaftliche Herausforderungen. Positionspapier. Köln. Text abrufbar unter: <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4594-15> (Zugriff am 11.06.2024).

Wissenschaftsrat (2020): Anwendungsorientierung in der Forschung. Positionspapier. Köln. Text abrufbar unter: <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2020/8289-20> (Zugriff am 11.06.2024).

Wissenschaftsrat (2021): Wissenschaftskommunikation. Positionspapier. Köln. Text abrufbar unter: <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2021/9367-21> (Zugriff am 11.06.2024).

Wright, Erik Olin (2017): *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus*. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Zuiderent-Jerak, Teun (2015): *Situated Intervention: Sociological Experiments in Health Care*. Massachusetts: MIT Press.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Quadrant Model of Scientific Research (Stokes 1997: 73).

Abbildung 2: Die soziologische Arbeitsteilung (Burawoy 2015: 63).

Abbildung 3: Alternierende Kreisläufe im systemübergreifenden Austausch transdisziplinärer Forschungsarbeit (eigene Darstellung).

Sozialwissenschaften in dritter Mission:

Transdisziplinarität als Versuch der souveränen Offenheit gegenüber Gesellschaft

– kumulative Aufsätze –

Aufsatz 1:

Nuske, Jessica (2023): Nuske, Jessica/Bleses, Peter/Warsewa, Günter (2024): Wissenstransfer in disziplinärer und transdisziplinärer Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt am Beispiel der Transferwerkstatt „Wissen-schafft-Politik“. In: Backhaus-Maul, Holger/ Fückler, Sonja/ Grimmig, Martina/ Kamuf, Viktoria/ Nuske, Jessica/ Quent, Matthias (Hrsg.), *Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente*. Frankfurt am Main: Campus, 87-109.

Aufsatz 2:

Transdisziplinäre Reallabore in der Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen: Utopie einer ko-kreativen Gesellschaftsgestaltung? In: *Zeitschrift für Gemeinwirtschaft und Gemeinwohl*, 46 (2), 232-245.

Aufsatz 3:

Nuske, Jessica (2024): Reflexivität – Schlüsselkategorie in der transdisziplinären Forschung. In: Backhaus-Maul, Holger/ Fückler, Sonja/ Grimmig, Martina/ Kamuf, Viktoria/ Nuske, Jessica/ Quent, Matthias (Hrsg.), *Forschungsbasierter Wissenstransfer und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Theorie, Empirie, Konzepte und Instrumente*. Frankfurt am Main: Campus, 379-402.

Wissenstransfer in disziplinärer und transdisziplinärer Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt am Beispiel der Transferwerkstatt »Wissen-schafft-Politik«

Jessica Nuske, Peter Bleses und Günter Warsewa

Abstract

Der Beitrag beschäftigt sich mit disziplinären und transdisziplinären Forschungslogiken und damit, wie diese sich in der Soziologie zueinander verhalten, was das für das Verständnis und die Praxis des Wissenstransfers bedeutet und welche Folgen wiederum für die soziologische Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt daraus resultieren. Der Beitrag geht dabei wie folgt vor: (1) Zum einen wird eine theoretisch-analytische Reflexion darüber vorgenommen, welche Rolle die Soziologie als Disziplin für gesellschaftliche Problembearbeitung – sowie die damit verbundenen Relevanz- und Nützlichkeitsforderungen – einnehmen kann beziehungsweise soll. Zu diesem Zweck werden wissenschaftssoziologische beziehungsweise transferwissenschaftliche Perspektiven dargelegt. (2) Darauf aufbauend werden disziplinäre und transdisziplinäre Forschungslogiken gegenübergestellt, um (3) anschließend am empirischen Beispiel der Transferwerkstatt »Wissen-schafft-Politik« erkenntnisorientiert zu skizzieren, was transdisziplinäre Forschung kennzeichnet. Die Schlussfolgerungen werden abschließend zusammengeführt, um (4) Synergien zwischen disziplinärer und transdisziplinärer Forschung und den daraus resultierenden Implikationen für die Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt herauszuarbeiten.

Keywords: Transfer; gesellschaftlicher Zusammenhalt; Transdisziplinarität; Reallabor; Bürger:innenbeteiligung

1. Stets umstritten: Die Rolle der Soziologie in der Gesellschaft

In gegenwärtigen Debatten um die Bewältigung ›großer gesellschaftlicher Herausforderungen‹, beispielsweise der Klima- und Nachhaltigkeitskrise oder pandemische Entwicklungen, wird immer wieder auf den Beitrag der ›Wissenschaft‹ verwiesen, den diese zur Aufklärung und Bearbeitung komplexer Problemlagen leisten könne beziehungsweise solle (Dörre u. a. 2021). Das betrifft auch die politisch und medial vielfach proklamierte Erosion des gesellschaftlichen Zusammenhalts. In diesem Fall richtet sich die Erwartung, Zusammenhänge aufzuklären oder Lösungen für einen ›verbesserten‹ gesellschaftlichen Zusammenhalt zu erarbeiten, an die Sozialwissenschaften. Gerade für die Soziologie wird dadurch zwangsläufig und aufs Neue die Frage nach dem Verhältnis von soziologischer Erkenntnisproduktion und Gesellschaft aufgeworfen, die die Soziologie seit ihrer Etablierung begleitet (Maasen/Sutter 2022). Mit der Häufung und Intensität von gesellschaftlichen Krisenwahrnehmungen gehen ebenso zunehmende Ansprüche an eine anwendungsorientierte soziologische Forschung einher, die sich jenseits ihrer gesellschaftlichen Beobachtungs- und Orientierungsfunktion auch als Innovationsmotor und Problemlöserin verstehen solle (Warsewa u. a. 2020; Dörre u. a. 2021). Allerdings kollidieren derartige Ansinnen häufig mit dem Selbstverständnis der Soziologie wie auch anderer sozialwissenschaftlicher Disziplinen.¹ Zwar will und muss man im Interesse des Faches einerseits die geforderten gesellschaftspolitischen Missionen annehmen, um Relevanz und Nützlichkeit nachzuweisen, andererseits trifft die umstandslose Indienstnahme soziologischer Erkenntnisproduktion auf Besorgnisse um die (vermeintliche) Autonomie des Faches und seiner methodologischen und theoretischen Seriosität. Insofern verstärken die aktuellen Herausforderungen an die Soziologie auch innerwissenschaftliche Debatten um eine ›öffentliche‹, ›transformative‹ oder ›interventionistische‹ Soziologie (vgl. Burawoy 2005; Wissenschaftsrat 2015; Selke 2020; BMBF 2021), deren Missionsorientierung und Praxisnutzen. Dabei lässt sich ein Kontinuum an Selbstbeschreibungen beobachten, die den Ansprüchen, Erwartungen und Zumutungen der Gesellschaft auf unterschiedliche Weise begegnen und sie auf jeweils spezifische Weise in ihre disziplinären Forschungspraktiken integrieren.

Dieser Beitrag geht davon aus, dass sich die Skala der Selbstbeschreibungen und entsprechender Praktiken mit vielfältigen Schattierungen zwischen den Polen ›disziplinärer‹ und ›transdisziplinärer‹ Forschungskonzepte bewegt: Auf

¹ Eine Sonderstellung der Soziologie begründet sich darin, dass ihr primärer Untersuchungsgegenstand die Gesellschaft als solche ist (Mevissen 2019: 77–78). Zugleich ist aber zu betonen, dass eine solche Engführung auf die Disziplin ›Soziologie‹ die vielfältigen Schulen und disziplinübergreifenden soziologisch geprägten Theorie- und Methodentraditionen nicht berücksichtigt.

der einen Seite fokussieren disziplinäre Forschungsansätze bei der Wahl ihrer Forschungsthemen auf wissenschaftsintern definierten, methodologischen oder konzeptuellen Problemstellungen und bearbeiten diese unter möglichst kontrollierten Bedingungen mittels eines disziplinär eingebetteten Kanons an Methoden und Modellen. Ein transdisziplinärer Forschungsmodus begreift dagegen den engen kooperativen Wissensaustausch mit Praxispartner:innen über den gesamten Forschungsprozess hinweg als Voraussetzung dafür, nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen, sondern zudem auch auf gesellschaftliche Problemverständnisse explizit zu reagieren: Mittels dieser ko-kreativen Wissensintegration (Ko-Design, Ko-Produktion, Ko-Evaluation) sollen anwendungsbezogene und lösungsorientierte wissenschaftliche Erkenntnisse generiert und gemeinsam mit Praxispartner:innen in die Gesellschaft transferiert werden (Lang u. a. 2012: 28).

Jenseits der Kontroversen um Sinnhaftigkeit und Zulässigkeit eher disziplinärer oder transdisziplinärer Forschungsansätze bleibt jedoch unklar, ob diese soziologischen Praxispole tatsächlich so unvereinbar sind, wie die Debatte oft suggeriert (für einen Überblick: Krohn u. a. 2019) beziehungsweise ob es nicht Synergiepotenziale gerade in der Verbindung der jeweiligen Vorzüge disziplinärer und transdisziplinärer Ansätze gibt. Der Beitrag geht daher der Frage nach, wie sich disziplinäre und transdisziplinäre Forschungslogiken in der Soziologie zueinander verhalten und wie sich die (beobachtende) Rolle der Soziologie im Zuge der Kollaboration mit Praxisakteur:innen verändert. Dafür fasst der Beitrag die entsprechenden Implikationen für das Verständnis und die Praxis des Wissenstransfers ins Auge und fragt, wie diese sich in der soziologischen Forschung zum gesellschaftlichen Zusammenhalt auswirken.

Der Beitrag operationalisiert die Fragestellung in vier Schritten: Im folgenden Abschnitt wird zunächst gefragt, welche Leistungen für die Gesellschaft von der Soziologie in ihren diversen Ausprägungen einerseits für sich reklamiert und andererseits von der Gesellschaft erwartet werden (können) und wie sich dies in unterschiedlichen Transferformaten und -praktiken niederschlägt (Abschnitt 2). Daran anschließend werden am Beispiel eines eigenen Transferprojekts am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ) die Spezifika transdisziplinärer Forschung reflektiert und untersucht, inwieweit sich deren Transferpraxis von ›klassisch disziplinärer‹ Forschung abhebt (Abschnitt 3). Potenzielle Synergien zwischen unterschiedlichen Transferverständnissen und Implikationen für einen evidenzbasierten *und* gesellschaftlich relevanten Wissenstransfer zwischen Gesellschaft und Soziologie zum gesellschaftlichen Zusammenhalt sind Gegenstand von Abschnitt 4. Im Fazit (Abschnitt 5) werden weiterführende Implikationen für die Forschungs- und Transferpraxis formuliert.

2. Leistungserwartungen und Forschungspraktiken

Wie von anderen Wissenschaftsdisziplinen wird auch von der Soziologie erwartet, dass durch die Produktion von neuem Wissen die Kenntnisse über die Gesellschaft entweder erweitert oder durch das Ausfüllen von Lücken im Forschungsstand zumindest ergänzt und ausdifferenziert werden. Eine wichtige Voraussetzung für die Weiterverwendung von Wissen besteht zudem darin, Fakten und Erkenntnisse in Ordnungssystematiken (zum Beispiel Typologien) zu sortieren und zu integrieren. Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Wissensbeständen in Theorien und Verallgemeinerungen herzustellen, trägt nicht zuletzt zu Voraussagen und Szenarien bei, die ihrerseits in diversen Bereichen gesellschaftliches Handeln qualifizieren. Eine weitere Erwartung an den Transfer von Wissen ist schließlich auch, Transparenz über Wissensbestände zu schaffen und Wissen dadurch diskursiv verfügbar zu machen sowie mögliche Anwendungen von Wissen zu begleiten, zu testen, zu evaluieren und auf diese Weise Raum für Innovationen zu eröffnen.

Spätestens seit den Arbeiten von Beck/Bonß (1989) zur Verwendung von soziologischem Wissen ist allerdings bekannt, dass die Fortschritte der soziologischen Erkenntnisproduktion nicht bei dieser einfachen, gleichsam linearen, Verwissenschaftlichung der Gesellschaft, ihrer ›Entzauberung‹ durch Wissenschaft, stehengeblieben sind. Überdies kam es in der Gesellschaft zu einer reflexiven Form der Verwissenschaftlichung, welche auch zu einer Entzauberung der Wissenschaft selbst führte. Bedingt wurde diese durch eine Vielzahl an Faktoren, wie beispielsweise:

- die zunehmende Verbreitung akademisch gebildeter Personen in weiten Bereichen der Gesellschaft, in der Politik, in Verwaltungen, Unternehmen und Verbänden;
- die weitreichende Übernahme von soziologisch inspirierten Deutungen der Welt durch Medien, Kultur und Bildung;
- die dadurch wachsende Nachfrage nach soziologischem Wissen;
- die Ausbreitung ›laienhaften‹ Umgangs mit soziologischer Expertise sowie
- das wachsende Verständnis für die Eigenarten soziologischer Wissensproduktion.

Der ambivalente Charakter dieser ›Entzauberung zweiter Ordnung‹ (Beck/Bonß 1989) ist offensichtlich: Schon Dahrendorf wies zu Beginn der 1970er Jahre darauf hin, dass die Soziologie ihre (potenzielle) Bedeutung und ihren gesellschaftlichen Nutzen mit ihrem eigenen Erfolg zu verspielen drohe. Es würde mit zunehmender Nachfrage und Verbreitung immer erkennbarer, dass es der Disziplin an einem klaren Gegenstandskern und hinreichender Verlässlichkeit ihrer Aussagen mangle (Dahrendorf 1970). 20 Jahre später – und nachdem sich große Erwartun-

gen an *social engineering* und soziologisch informierte, gesellschaftliche Planungs- und Gestaltungsbemühungen als wenig realistisch erwiesen hatten – interpretierten Beck und Bonß die von Dahrendorf beschriebene Ambivalenz als strukturelle Bedingung des Verhältnisses von wissenschaftlicher Wissensproduktion und gesellschaftlicher Wissensverwendung. Zum einen stelle das reale Scheitern von unmittelbaren Anwendungen und die zunehmende Kompetenz von Laien im Umgang mit wissenschaftlichen Aussagen soziologische Deutungsansprüche infrage. Zum anderen führten die fortschreitende Wissensproduktion und Ausdifferenzierung der Soziologie keineswegs zu mehr Klarheit ihrer Ergebnisse, sondern vor allem zur Vermehrung von Fragen, Komplexität und Interpretationsmöglichkeiten. Diese Dynamik der reflexiven Verwissenschaftlichung bedeute daher zwangsläufig, dass sich die Optionen für unkalkulierbare Folgewirkungen ebenfalls vervielfachten. Beck und Bonß gossen diese Erkenntnis in die zugespitzte Formel: »Die Verwendung von Ergebnissen hat nichts mit den Ergebnissen zu tun, die verwendet werden.« (Beck/Bonß 1989: 24)

Die Verwendungsforschung verweist auf dieses komplexe Verhältnis von Erkenntnisproduktion und -verwendung, bleibt aber der Vorstellung verhaftet, dass es vorrangig innerhalb des Wissenschaftssystems erzeugte Ergebnisse sind, die auf unterschiedliche und schwer nachvollziehbare Weisen außerhalb der Wissenschaft ›verwendet‹ werden und dadurch ›wirken‹. Ein solches Transferverständnis findet sich beispielsweise auch in der Public Sociology nach Burawoy (2005) wieder (Bogusz 2020: 7). Wenn jedoch von der Soziologie Beiträge zu konkreten Problemlösungen oder gesellschaftlichen Missionen erwartet werden und wenn die Soziologie Beiträge zur Adressierung und Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen leisten will, um sich »ihre gesellschaftliche Existenz [zu] verdienen« (Luhmann 1977: 25), bedeutet das eine sehr viel direktere Orientierung an *bestimmten Arten von Ergebnissen* und *bestimmten Formen ihrer Nutzbarkeit*, die auch nicht ohne *Folgen für die konkrete Forschungs- und Transferpraxis* bleibt.

Je diffuser die Anwendungsbereiche und je komplexer die gesellschaftlichen Probleme sind (die ›wicked problems‹ oder ›großen gesellschaftlichen Herausforderungen‹), desto vielfältiger und widersprüchlicher erscheinen die Akteurskonstellationen, ihre Interessen, Problemsichten, sozialen Werte, politischen Absichten etc. (van der Bijl-Brouwer u. a. 2021: 556). Gerade wenn es um die Bearbeitung solcher Herausforderungen geht, braucht es das Praxiswissen und die Kooperationsbereitschaft zahlreicher unterschiedlicher Stakeholder und Praxispartner:innen, um angemessene Gestaltungs- und Handlungsoptionen zu erarbeiten. Die dafür notwendige Konvertibilität spezifischer Wissensbestände und Praktiken zwischen dem Wissenschaftssystem und dem jeweiligen Anwendungssystem kann jedoch kaum mithilfe jenes Transferverständnisses hergestellt werden, das traditionell disziplinärer Forschungspraxis zu eigen ist.

Die gesellschaftlichen Ansprüche an wissenschaftliche Transferleistungen, welche der Bearbeitung komplexer gesellschaftlicher Probleme dienen sollen, liegen jenseits der unmittelbaren Erkenntnisproduktion. Derartige Anliegen wollen beispielsweise die wissenschaftliche Reputation für *Moderations- oder Clearingfunktionen* in sozialen und/oder politischen Konflikten nutzen. Damit ist dann gemeint, dass wissenschaftliche Interventionen gleichsam in einer Schiedsrichterrolle zur Entscheidungsfindung, zumindest zur Versachlichung von Debatten, beitragen sollen. Vielfach werden wissenschaftliche(s) Methodik und Know-how darüber hinaus instrumentell im Sinne von *beratenden oder interessenungebundenen Dienstleistungen* gefordert (beispielsweise in Politik- oder Unternehmensberatung). In einem emphatischen Sinne wird dagegen der Transfer von *soziologischer Erkenntnis als Aufklärungsleistung* verstanden, die in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen die Urteils- und Handlungsfähigkeit von Praxisakteur:innen steigern und in kritischer Absicht dazu befähigen sollte, im Faktischen das Mögliche zu erkennen (beispielsweise Armutsberichte). Schließlich umfassen das Selbstverständnis mancher Soziolog:innen ebenso wie außerwissenschaftliche Leistungserwartungen zeitweilig auch absichtsvoll *transformative Interventionen* in gesellschaftliche Verhältnisse bzw. Prozesse (zum Beispiel bei *scientists for future*). In der soziologischen Forschungslandschaft lassen sich dazu – je nach Problembeschreibung beziehungsweise Zielstellung – grob die folgenden Varianten von Transferpraktiken unterscheiden:

1. Eine *konventionelle Transferpraxis* beschränkt sich auf die klassischen Vermittlungswege in der akademischen Lehre und die gängige Publikationspraxis im Rahmen der *scientific community* ohne außerwissenschaftliche Adressat:innen nennenswert zu berücksichtigen.
2. *Kommunikative und diskursive Strategien des Wissenstransfers* verfolgen zumeist den Anspruch, evidenzbasiertes Wissen für außerwissenschaftliche Zwecke bereit zu stellen, und dienen einem beratenden und/oder aufklärerischen Interesse. Wirksame Wissenschaftskommunikation in diesem Sinne setzt voraus, dass sich die soziologische Wissensproduktion auf Zwecke und Inhalte richtet, die entweder von einer gesellschaftlichen Öffentlichkeit als aktuell und relevant erachtet werden oder deren Aufmerksamkeitspotenzial (und gegebenenfalls Skandalisierungspotenzial) geeignet ist, solche Relevanz zu erzeugen.
3. *Evaluativer Wissenstransfer* ist immer dann gefragt, wenn es darum geht, in Begleitforschung, Reallaboren, Praxisexperimenten auf unterschiedlichen Handlungsfeldern Maßnahmen, Instrumente, Prozesse im Hinblick auf Einsatzbedingungen, Verläufe und Wirkungen zu begleiten, zu erproben und zu bewerten. Derartige Forschungsprozesse sind in der Regel nicht ohne eine gewisse

Auskunfts- und Kooperationsbereitschaft bei involvierten Praxispartner:innen durchzuführen. Diese Bereitschaft steigt, wenn bei den Praxispartner:innen ein Interesse an konkreten Ergebnissen vorhanden ist und den Forscher:innen in Bezug auf ihre (persönliche und fachliche) Integrität und Seriosität Vertrauen geschenkt werden kann.

4. In diversen Bildungsformaten wird ein *edukativer Wissenstransfer* praktiziert, dessen erklärende, teils didaktische, Anliegen vor allem darin bestehen, auf der Basis des Forschungsstandes bei unterschiedlichen Adressat:innengruppen (beispielsweise Schüler:innen, Verbandsfunktionär:innen, Politiker:innen etc.) Erkenntnis- und Normbildungsprozesse zu befördern. Da in diesen Fällen häufig bereichsspezifische Multiplikator:innen oder Personen mit eigener fachlicher Expertise angesprochen werden, setzt edukativer Wissenstransfer neben einer adressatengerechten Ansprache vielfach auch eine wechselseitige Anerkennung in der Kommunikation voraus.
5. Jenseits begleitender und beratender Aktivitäten kann soziologische Expertise in *ko-kreativen Transferpraktiken* eine impulsgebende Rolle spielen: Gemeinsam mit Praxispartner:innen wird (in unterschiedlicher Intensität der Kollaboration) ein Erkenntnis- und Gestaltungsprozess ko-designed, ko-produziert und ko-evaluiert, um sich so gemeinsamen sozialen oder politisch-praktischen Zielen anzunähern. Mit der Entwicklung und praktischen Beteiligung an beispielsweise Reallaboren oder Action Research-Formaten (beispielsweise aktivierende Befragungen) verlässt die soziologische Forschung ihre distanzierte Beobachterrolle und nutzt bewusst und absichtlich die ihr zur Verfügung stehenden Ressourcen – neben Wissen umfassen diese beispielsweise Reputation, Kontakte, Zugang zu Finanzmitteln etc. –, um sich an *Interventionen* in gesellschaftlichen Prozesse zu beteiligen.
6. Am anspruchsvollsten im Hinblick auf die Einbettung in soziale Beziehungen und Wechselprozesse zwischen Wissenschaft beziehungsweise Forschung und Gesellschaft stellt sich eine zeitweilig geforderte *transformative* Transferpraxis dar. Bewusst wird soziologische Expertise hier als komplementärer Bestandteil zielgerichteter Aktivitäten zur Lösung gesellschaftlicher Problemstellungen in Anspruch genommen (Schneidewind 2015; Schneidewind/Jahn 2012). Eine zusätzliche wesentliche Bedingung für den effizienten Wissenstransfer in transformativen Kollaborationsbeziehungen mit außerwissenschaftlichen Partner:innen ist in diesen Fällen die gemeinsame Verständigung auf die Art des zu lösenden Problems und die möglichen Lösungsoptionen. Aber auch unabhängig von der konkreten Mission solcher Transferbemühungen (ob *interventionistisch* oder *transformativ*), ist es hier zumeist unerlässlich, Praxispartner:innen für die Beteiligung zu gewinnen, wofür ein hohes Maß an

Konformität mit deren gesellschaftlichen Zielen und Interessenlagen hergestellt werden muss.

Die Transferpraktiken entsprechen mithin unterschiedlichen Leistungen und Funktionen, welche die Soziologie ausfüllt beziehungsweise im Sinne einer Systemleistung für die Gesellschaft erbringt. Dabei geht es keineswegs immer um die unmittelbare Bereitstellung von (aktuellen) Forschungsergebnissen, sondern auch und wesentlich häufiger um Stellungnahmen, Positionierungen, Deutungen etc. aus einer fachwissenschaftlichen Perspektive. Gleichwohl beruhen die Erwartungen an die Soziologie – wie bei allen anderen Wissenschaften auch – darauf, dass seriöse, forschungs- beziehungsweise evidenzbasierte Expertise vorausgesetzt werden kann. Um dem gerecht zu werden, hat die Soziologie im Zuge ihrer Professionalisierungsgeschichte eine Vielzahl an Methoden und Grundsätzen guter wissenschaftlicher Praxis entwickelt, die – wie in allen Wissenschaftsdisziplinen – in der Hauptsache dazu dienen, Erkenntnisse zu produzieren, die valide hergeleitet, zuverlässig prüfbar und in einem explizierten theoretischen Rahmen verallgemeinerbar sind. Damit wissenschaftliche Erkenntnis in diesem Sinne erzeugt werden kann, seien strenge Regeln einzuhalten (Hirsch-Hadorn u. a. 2006, 2008):

- Zunächst sind die *Fragestellungen und Hypothesen* auf Basis von wissenschaftlichen Erwägungen, dem Stand der Forschung, herzuleiten. Dabei schadet es nicht, wenn den Forschungsbemühungen explizit auch eine gesellschaftlich relevante Problemfaltung zugrunde gelegt wird – erforderlich ist dies bei grundlagenorientierter Forschung aber keineswegs.
- Sodann sind *Forschungsdesign und -methoden* so auszuwählen und praktisch umzusetzen, dass möglichst zuverlässig und kontrolliert Aussagen zu vermuteten Zusammenhängen zustande kommen. Da die Soziolog:innen selbst in vielfacher Weise auf den Forschungsprozess einwirken können, gehört dazu auch, dass sie dabei als Personen möglichst wenig in Erscheinung treten.²
- Für die *Auswertung von Erhebungsbefunden* gilt ebenfalls, dass sie ausschließlich im Rahmen transparenter und sachgerechter Forschungskonzepte stattzufinden haben und sich streng auf die empirisch vorgefundenen Sachverhalte beschränken müssen.
- Die *Reichweite von Schlussfolgerungen und Interpretationen* kann den strikten methodisch-konzeptionellen Rahmen zwar durchaus verlassen; »spekulative« Ausblicke, Empfehlungen etc., die über die Beantwortung der originären For-

² Der Leitsatz einer möglichst distanzierten Beobachter:innenperspektive kann ebenfalls kritisch diskutiert werden, unter Rückgriff auf unter anderem Bourdieu oder Heitmeyer.

schungsfrage hinausgehen, sind aber an der Aussagekraft von Ergebnissen zu messen und deutlich als solche kenntlich zu machen.

- Die sorgfältige *Reflexion des gesamten Forschungsprozesses* im Hinblick auf den Grad der Einhaltung all dieser Regeln und die sich möglicherweise daraus ergebenden Einschränkungen der Aussagekraft oder weiterer Forschungsbedarfe beschließt die innerwissenschaftliche Praxis der Erkenntnisproduktion und eröffnet das Feld der Bewertung von Forschungsergebnissen durch Peers beziehungsweise die ›scientific community‹.
- In dieser traditionellen Logik wissenschaftlicher Praxis kann ein *sinnvoller und ergiebiger Wissenstransfer* in jegliche außerwissenschaftliche Praxisfelder – Medien, Politik, Zivilgesellschaft etc. – nur auf der Basis der vorangegangenen Arbeitsschritte stattfinden; entweder weil es dazu Gelegenheit oder Nachfrage gibt oder weil es im Interesse der Wissenschaftler:innen selbst und ihrer Institutionen liegt. Ansonsten verbleibt der Wissenstransfer vorwiegend innerhalb der scientific community, das heißt in der Soziologie – oder in den Sozialwissenschaften – selbst.

Das Spektrum der Leistungserwartungen an die Soziologie umfasst indes auch Ansprüche, die sich nicht nur auf die (kritische) Gesellschaftsbeobachtung richten und denen im Rahmen der skizzierten Logik traditionell disziplinärer Transferpraktiken nur sehr eingeschränkt nachzukommen ist. Der Forderung nach praktischen Gestaltungsbeiträgen begegnen Soziolog:innen daher mit unterschiedlicher Offenheit. Weitgehend unumstritten ist die Auffassung, dass die Kanäle und Formate der Publikation von und Kommunikation über soziologische Erkenntnisse in vielen Fällen deutlich verbessert und ausgeweitet werden könnten, um die häufig eingeklagte Verständlichkeit für eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit zu erhöhen. Transfer im Sinne einer *wirkungsvolleren Wissenschaftskommunikation* wird zunehmend gefordert und entsprechende Bemühungen sind an zahlreichen Stellen zu beobachten.

Allerdings gehen die Bemühungen um effizientere Vermittlungsformen insofern an den vielfältigen Ansprüchen an gesellschaftliche Relevanz und Problembeziehungsweise Missionsorientierung vorbei, als sie die Besonderheit der soziologischen Wissensproduktion, grundlegender die Sonderrolle der Soziologie innerhalb der Wissenschaftsdisziplinen, ausblenden. Als distanzierte Beobachtung und *gleichzeitig* unmittelbarer Teil von Gesellschaft beruht jede soziologische wissenschaftliche Praxis in irgendeiner Form auf dem Austausch von Wissen, Deutungen, Erwartungen, Ansprüchen zwischen inner- und außerwissenschaftlichen Erfahrungswelten. Soziologische Forschungspraxis erzeugt mithin immer Grenzziehungsprobleme zwischen innen und außen, zwischen soziologischer und gesellschaftlicher Praxis und ist daher immer auch Transferpraxis. Eine strikte

Trennung von Forschungs- und Transferpraxis kann daher den realen Bedingungen empirischer wissenschaftlicher Arbeit in der Soziologie nicht gerecht werden (Lessenich 2020: 227). Realistischer erscheint dagegen der Versuch, die Differenz von Forschungs- und Transferpraxis in unterschiedlichen Graden und Ausprägungen von Praxisverhältnissen aufzuheben. Je nach Selbstbeschreibung der wissenschaftlichen Akteur:innen beziehungsweise Organisationen und nach der Art und Weise, wie darin die Fremdbeschreibungen der Soziologie durch die Gesellschaft und die darin enthaltenen Erwartungen und Ansprüche verarbeitet werden, bewegen sich die konkreten Transferzwecke und -praktiken auf einem Kontinuum zwischen den Polen ›erkenntnisorientiert‹ und ›gestaltungsorientiert‹ – wobei in der Forschungspraxis weder das eine noch das andere in Reinform zu realisieren ist.

Überdies verfügt die Wissenschaft – und damit auch die Soziologie – als gesellschaftliches Funktionssystem nicht über Mittel und Möglichkeiten, selbst für die Umsetzung von gesellschaftlichen Problemlösungen zu sorgen. Je mehr sie sich mit ihren Transferpraktiken dem Pol der ›gestaltungsorientierten‹ wissenschaftlichen Arbeit nähert beziehungsweise nähern soll, desto stärker ist sie auf die Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Akteur:innen beziehungsweise Organisationen und Institutionen angewiesen. Dies ist der Kern eines transdisziplinären Transferverständnisses, das sich in den vergangenen Jahrzehnten unter verschiedenen Labels – partizipative, ko-kreative oder kollaborative Wissenschaft, Mode 2, third mission, mission oriented innovation oder transformative Wissenschaft – auch in der Soziologie etabliert hat (Jahn u. a. 2012). Gemeinsames Kennzeichen ist es, die Forschung *über die Gesellschaft* nicht als rein innerwissenschaftliche Angelegenheit zu begreifen, sondern *in der* Gesellschaft sowie gemeinsam *mit* gesellschaftlichen Akteur:innen zu betreiben. Dies wirkt sich auf alle Stadien des Forschungsprozesses aus und begründet die wesentlichen Unterschiede zu einer rein disziplinär verstandenen Transferpraxis. Grundsätzlich ist mit der Abfolge unterschiedlicher Transferpraktiken somit eine Skala von ›gar nicht‹ bis ›sehr stark‹ transdisziplinär beschrieben (siehe Abbildung 1).

(Anmerkung der Autorin: An dieser Stelle sollte eigentlich die Abbildung 1 zu sehen sein, welche sich nun aber auf der nächsten Seite befindet)

3. Transferpotenziale einer transdisziplinären Soziologie am Beispiel der Transferwerkstatt »Wissenschaft-Politik«

Der – keineswegs neue – transdisziplinäre Forschungsmodus zeichnet sich mit-hin vor allem durch seine *Problemorientierung* (dem Angehen gesellschaftlicher Herausforderungen), die wissenschaftliche Erkenntnisziele ergänzt, sowie seine *Organisationsform* (ko-kreative Wissenserzeugung gemeinsam mit außerwissen-

Forschungsmodus	Disziplinarität						Transdisziplinarität					
Partizipation von Praxispartner:innen												
Skalierbarkeit der Erkenntnisse												
Transferpraxis	akademische Lehre, akad. Publikationspraxis	kommunikativ, diskursiv	evaluativ	edukativ	ko-kreativ, interventionistisch	ko-kreativ, transformativ						
Forschungsziel	primär erkenntnisorientiert						primär gestaltungsorientiert					

Abb. 1: Das Kontinuum der Forschungs- und Transfermodi (eigene Darstellung)

schaftlichen Partner:innen) aus (Lüdtke 2018: 117). Im transdisziplinären Forschungsmodus wird ›die Praxis‹ als Forschungsobjekt in die Forschungstätigkeiten einbezogen – die Herausarbeitung der Problemverständnisse, Zieldefinitionen und Handlungsperspektiven wird folglich ko-produziert und ist Gegenstand des Forschungsprozesses. Dadurch sollen wissenschaftliches und praktisches Wissen zu komplexen gesellschaftlichen Problemstellungen synergetisch zusammengeführt, integriert und zur Anwendung gebracht werden. Dieses Transferpotenzial transdisziplinärer Forschung entfaltet sich auch bei der Generierung und Anwendung wissenschaftlichen Wissens über den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Disziplinäre Zugänge reichen nicht unbedingt aus, um wissenschaftliche Expertise über den gesellschaftlichen Zusammenhalt zur Anwendbarkeit zu verhelfen, da sich die Komplexität des Themas einerseits einem disziplinären Zugang entzieht und es andererseits das Praxiswissen diverser Akteur:innen und Organisationen braucht, um möglichst praxistaugliche Gestaltungs- und Handlungsoptionen zu entwickeln.

Transdisziplinäre Forschungsvorhaben zum gesellschaftlichen Zusammenhalt nehmen die Komplexität und Vielschichtigkeit des Begriffes als Ausgangspunkt und suchen aktiv nach der Perspektivenvielfalt unterschiedlicher Stakeholder:innen und Praxispartner:innen. Die möglicherweise widersprüchlichen Problemdefinitionen, Zielvorstellungen und Handlungsperspektiven werden durch das ko-kreative Forschungsdesign bereits zu Beginn und während des gesamten Prozesses in die Forschung einbezogen und gemeinschaftlich reflektiert, um die heterogenen Wissensbestände zu integrieren. Die spezifischen Vorgehensweisen, Methoden und Transfermaßnahmen sind folglich auch zu Beginn von Vorhaben

nicht vollständig festgelegt, sondern reagieren vielmehr auf gemeinschaftliche Prozesse der Problem- und Zielreflektionen. Das Beispiel der Transferwerkstatt »Wissen-schafft-Politik« am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt soll im Folgenden zur Illustration transdisziplinärer Forschungspraxis dienen und verdeutlichen, wie sie in einem lösungs- und gestaltungsorientierten Prozess zum gesellschaftlichen Zusammenhalt beitragen kann:

Gegenstand dieses transdisziplinären Reallabors ist ein politischer Diskussions- und Willensbildungsprozess auf lokaler/kommunaler Ebene. Für die Legislaturperiode 2019 bis 2023 war in der Regierungskoalition Bremens verabredet worden, die Möglichkeiten direktdemokratischer politischer Partizipation zu erweitern und dafür eine geeignete Infrastruktur zu installieren. Die politischen Debatten befinden sich darum auch im letzten Jahr der Legislaturperiode noch in einem Stadium vorbereitender und kontroverser Abstimmungen zwischen unterschiedlichen Akteur:innen, ohne dass bislang inhaltliche und/oder regulative Festlegungen stattgefunden hätten.

Ausgehend von einer Serie von Sondierungsgesprächen und Expert:inneninterviews mit diversen relevanten Akteur:innen in dem betreffenden Diskussions- und Willensbildungsprozess, startete die wissenschaftliche Begleitung mit einer breit angenommenen, öffentlichen Vorstellung im Rathaus unter Beteiligung des Bürgermeisters. Damit wurde der Einstieg des Wissenschaftler:innenteams gleichzeitig zu einer öffentlichen Aufwertung des Themas. Debattiert wurden ein *Gestaltungsziel*, das insbesondere die potenziell positiven Effekte funktionierender Bürger:innenbeteiligung für die Verbesserung der Leistungsfähigkeit der Politik in den Blick nahm. Damit verbunden werden Wechselwirkungen mit dem gesellschaftlichen Zusammenhalt, wie auch empirische Studien zeigen: Politische Beteiligung kann Selbstwirksamkeitserfahrungen generieren beziehungsweise stärken, welche wiederum das politische Vertrauen und das Sozialkapital erhöhen (Vetter/Remer-Bollow 2017; Pratchett u. a. 2009; Bayer-Eynck u. a. 2012; Irvin/Stansbury 2004; Gohde-Ahrens 2013; Vetter u. a. 2013; Vetter u. a. 2015; Fernández-Martínez u. a. 2020). Weitere Studien verbinden damit einen Beitrag zum Abbau von Politikverdrossenheit und die Stärkung von sozialem Zusammenhalt (Gabriel/Kersting 2014; Vetter u. a. 2015). Allerdings generierten Beteiligungsprozesse, denen notwendige (verfahrensspezifische) Qualitätsmerkmale fehlen, gegenteilige Effekte. So bestehe die Gefahr von Vertrauensverlusten sowie steigender Politikverdrossenheit, wenn *Wirksamkeitserwartungen* enttäuscht würden (Gabriel/Kersting 2014; Vetter/Remer-Bollow 2017; Wagner 2019; Irvin/Stansbury 2004; Fernández-Martínez u. a. 2020; Weiß/Bonk 2019; Steckel 2008). Diese generalisierten, analytischen Perspektiven auf die potenziellen Wechselwirkungen zwischen Bürger:innenbeteiligung und dem gesellschaftlichen Zusammenhalt trafen in zahlreich durchgeführten Sondierungsgesprächen auf normative Erwartungshal-

tungen und unterschiedliche Verständnisse von ›guter‹ Bürger:innenbeteiligung. Folglich formulierten Vertreter:innen aus Verwaltung, Politik und verschiedenen zivilgesellschaftlichen Gruppen jeweils eigene Problemdefinitionen von und Erwartungshaltungen an erweiterte Formen der Bürger:innenbeteiligung, welche es zunächst zu verhandeln galt, bevor tatsächliche Veränderungen in der politischen Beteiligungsstruktur ins Auge gefasst werden konnten.

Das Gestaltungsziel einer erwartungsgerechten Bürger:innenbeteiligung ging insofern einher mit einem *Kooperationsangebot* an die beteiligten Gruppen, Institutionen und Personen in der Politik, den Verwaltungen, zivilgesellschaftlichen sowie sozialräumlich organisierten Netzwerken und Bürger:inneninitiativen, am Prozess der politischen Auseinandersetzungen über die konkrete Ausgestaltung *erwartungsgerechter* Bürger:innenbeteiligung ko-kreativ mitzuwirken. Dieser Prozess wird als ein Reallabor verstanden, in dem die Transferwerkstatt eine begleitende, beratende, moderierende und wissenschaftlich reflektierende Rolle einnimmt und in unterschiedlicher Nähe beziehungsweise Distanz zu vielen anderen beteiligten Akteur:innen involviert ist. In politisch-praktischer Hinsicht bezweckt die Transferwerkstatt schließlich in enger Kooperation und Absprache mit den beteiligten Praxisakteur:innen und ihrer lebensweltlichen Expertise. Ziel ist es, die politisch angestrebte Erweiterung der institutionellen Politikstrukturen um Elemente konsultativer Bürger:innenbeteiligung (sogenannte Bürger:innenforen oder -räte) einer praktischen Umsetzung näher zu bringen. Neben der Bereitstellung von Wissen und Kapazitäten, die den politischen Willensbildungsprozess qualifizieren sowie dessen Ergebnisse wissenschaftlich fundieren, verfolgt die Transferwerkstatt gleichzeitig eigene *Erkenntnisziele*: Zum einen sollen die allgemeinen Wissensbestände über kommunalpolitische Diskurse und Bürger:innenbeteiligung durch die vertiefte Analyse einer konkreten Fallstudie aus einer Beteiligtenperspektive ergänzt und auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt bezogen werden.³ Zum anderen soll die Funktion der wissenschaftlichen Intervention selbst reflektiert werden.

Als bewusst transdisziplinär angelegte Forschungs- und Transferpraxis unterscheidet sich dieses Vorgehen durch einige spezifische Merkmale von der oben beschriebenen, ›klassischen‹ disziplinären Praxis:

- Die lösungsorientierte Bearbeitung komplexer politischer Problemstellungen in Kooperation mit Praxispartner:innen verlangt eine *gemeinsame Problemdefinition* und eine *gemeinsame Vorstellung von Zielen* der Kooperation, zumindest möglichen Zieloptionen. Je eindeutiger im Forschungs- (und Transfer-)prozess

³ Da das Projekt und insbesondere die transdisziplinäre Kollaboration mit den Praxisakteur:innen noch nicht abgeschlossen ist, kann hierzu noch keine abschließende Evaluation durchgeführt werden.

zwischen den Beteiligten geklärt ist, welche gesellschaftliche Problemstellung genau bearbeitet und welche potenziellen Interventionen zur angestrebten Problemlösung beitragen könnten, desto besser können wissenschaftliche (Vor)Leistungen (Auswertung des Forschungsstandes, Recherche von good practices und ihren jeweiligen Funktionsbedingungen etc.) dazu beitragen. Wie vermutlich in den meisten Fällen gilt allerdings auch für die Transferwerkstatt, dass sich mit dem Ziel einer erweiterten Bürger:innenbeteiligung eine Vielfalt von Interessen und Lösungsoptionen verbindet: Während beispielsweise wohlmeinende Politiker:innen vor allem vom Interesse geleitet werden, die Erreichbarkeit sogenannter ›politikferner‹ Bevölkerungsgruppen zu verbessern, richten manche Bürger:inneninitiativen ihr Engagement vor allem darauf, eine deutlich verbesserte Machtposition gegenüber Politik und Behörden zu erlangen. Ein systematisierender wissenschaftlicher Input dient hier nicht zuletzt der Präzisierung von Problem- und Zieldefinition (Hirsch-Hadorn u. a. 2008). Entsprechend verfolgen die Praxisakteur:innen auch unterschiedliche, und teilweise gar konfligierende Auffassungen darüber, wie und in welcher Form eine erweiterte Beteiligungsstruktur ausgestaltet werden kann und soll, damit eine erwartungsgerechte Beteiligung ermöglicht und unerwünschte Folgen wie Scheinbeteiligung oder der häufig zu verzeichnende »Mittelschichtbias« im Beteiligungsverfahren vermieden werden können. Die Transferwerkstatt unterstützt daher die laufenden Debatten und politischen Abstimmungen zu neuen Beteiligungsstrukturen nicht nur durch die Bereitstellung von wissenschaftlicher Expertise und Recherchearbeit, sondern auch durch die Organisation von moderierenden Diskussionsformaten, in denen die wesentlichen Strukturprobleme konsultativer Formen der Bürger:innenbeteiligung vermittelt und im Hinblick auf die konkreten politischen Strukturen vor Ort erörtert werden. Eine Workshopreihe wurde zu diesem Zweck mit einer Planungsgruppe konzipiert, in der die wichtigsten Praxisakteur:innen vertreten waren. Auf diese Weise sollte den Beteiligten die Vielfalt lebensweltlicher und wissenschaftlicher Problemwahrnehmungen vermittelt und die Komplexität der Aufgabe verdeutlicht werden.

- Aufgrund ihrer dezidiert gesellschafts- und nicht allein wissenschaftsorientierten Problemformulierung wird transdisziplinärer Forschung als besonderer Wert (Defila/Di Giulio 2018: 41–42) beigemessen, dass im Forschungsprozess ein *permanenter und praxisbezogener Austausch von systematisch unterschiedenen Wissensbeständen* stattfindet. Neben der Methodenkenntnis und der Bereitstellung bewährter Forschungsinstrumentarien durch die beteiligten Wissenschaftler:innen leistet gerade das Prozesswissen außerwissenschaftlicher Partner:innen über Anwendungskontexte und –bedingungen einen wichtigen unmittelbaren Beitrag zum problem- und zieladäquaten Einsatz des soziologi-

schen Wissens. Die planvolle Koppelung von abstrakt-wissenschaftlichem und fallspezifisch-praktischem Wissen kann nicht nur wissenschaftlich fundierte, sondern auch praktisch umsetzbare Lösungsvorschläge für konkrete gesellschaftliche Problemstellungen generieren (Simon/Knie 2021: 66). Dies wird gestützt durch einen wesentlichen prozessualen Aspekt: Weder die politisch-administrativen noch die zivilgesellschaftlichen Akteur:innen verfügen über die zeitlichen und personellen Ressourcen, um den weltweiten Diskussions- und Entwicklungsprozess zum Thema Bürger:innenbeteiligung intensiv zu verfolgen. Insofern stellt das Engagement des wissenschaftlichen Projektteams im Prozess eine Ressource dar, die die notwendigerweise selektiven Wahrnehmungen der Praxispartner:innen zumindest teilweise ergänzen und moderieren kann. Auf der Seite der Wissenschaft wurden durch die reziproke Aneignung relevanter Wissensbestände und wechselseitige Auseinandersetzung mit gemeinsamer Praxis in Sondierungsgesprächen, Teilnahme an Sitzungen und Beratungen etc. Lernfortschritte erzielt, die sich durch die Methoden der empirischen Sozialforschung *allein* kaum herstellen lassen, sofern externe Akteur:innen hier lediglich als Untersuchungsgegenstand oder Echoraum für Forschende fungieren (Defila/Di Giulio 2018: 40). Dabei waren insbesondere die wissenschaftlich moderierten Diskurse und Aushandlungen unter den Praxispartner:innen wertvoll. So konnte ein vertieftes Verständnis für die jeweiligen (ortsspezifischen) Handlungs- und Gestaltungsbedingungen entwickelt werden. Für problemorientierte transdisziplinäre Forschungsprozesse stellt dadurch auch die Qualifizierung gemeinsamer Praxis einen besonders wichtigeren Effekt von gemeinsamem Lernen dar.

- Da lösungsorientierte, transdisziplinäre Forschungspraxis in ko-kreativen Prozessen stattfindet, *spielen Persönlichkeiten und persönliche Beziehungen hier eine wesentliche Rolle*. Gegenüber dem Ideal möglichst personenunabhängiger Objektivität im Forschungsprozess ist kollaborativer Transfer abhängig von persönlicher Involviertheit und persönlichem Engagement der Forscher:innen und von Vertrauen und Kommunikation ›auf Augenhöhe‹ mit externen Partner:innen. Wissenschaftler:innen agieren hier zum Teil als Initiator:innen, Wissensbroker:innen und Prozessbegleiter:innen, zudem müssen sie stetig Räume der akademischen (Selbst)-Reflexion schaffen (Kamlage u. a. 2021: 240). Tatsächlich zeigen auch die eigenen Erfahrungen mit der Transferwerkstatt, dass die Forscher:innen und ihre Bemühungen um eine produktive Rolle im Prozess der politischen Auseinandersetzung keineswegs überall mit offenen Armen empfangen werden. Stattdessen galt es zunächst, ein gewisses Misstrauen und Vorbehalte gegen die Nützlichkeit von generalisierter wissenschaftlicher Expertise im konkreten Falle zu überwinden. Anstatt jeden persönlichen Einfluss möglichst auszuschließen, konnten persönliche Be-

ziehungen zu Individuen aus der Praxis als ›Einfallstor‹ genutzt und somit auf eine bereits etablierte Vertrauensbasis aufgebaut werden. Gleichzeitig verlangt transdisziplinäre Forschung aber auch eine gewisse Rollendistanz von den Forscher:innen, die neben der bewussten Gestaltung von förderlichen persönlichen Beziehungen im Forschungsfeld ebenso die Reflexion des spezifischen persönlichen Einflusses auf mögliche Erkenntnisse und Ergebnisse erlaubt (vgl. Kern/Schumann 1983). Während sich disziplinäre Ansätze methodisch und geradezu physisch vom beobachteten gesellschaftlichen Prozess abgrenzen, müssen transdisziplinäre Ansätze die Grenzziehung ›im Kopf‹ leisten.

- In dem Maße, in dem Forschung sich als sozialer Prozess in gesellschaftlicher Mission und in Kooperation mit externen Partner:innen begreift, ist sie – möglicherweise kurzfristigen – Veränderungen und Konjunkturen von Konfliktkonstellationen, Interessenlagen, Problemdefinitionen etc. ausgesetzt. Das bedeutet, dass man sich nicht immer an einen vorgängig festgelegten Untersuchungsplan halten kann und stattdessen im Forschungsprozess die Problem- und Zieldefinitionen zum Gegenstand des stetigen ko-kreativen Austausches mit den Praxispartner:innen macht. Beispielsweise wurde die konkrete inhaltliche Ausgestaltung und Organisation der Workshopreihe der Transferwerkstatt iterativ vollzogen, sodass Anzahl und Reihenfolge der durchgeführten Workshops im Verlauf geändert und (neue und unerwartete) Inhalte und Diskussionspunkte aus vorherigen Gesprächen und Workshops in den folgenden Veranstaltungen aufgegriffen und verwertet werden konnten. Aber selbst wenn mit wichtigen Praxispartner:innen Einigkeit über Ziele und Vorgehensweisen erzielt werden kann, ändern sich zeitweilig politische Opportunitäten, Interessenlagen, zeitliche Kapazitäten oder die Konstellationen von Akteur:innen. Daraus ergibt sich dann häufig die Notwendigkeit, Methoden und Vorgehensweisen flexibel anzupassen. Die erforderliche Flexibilität für den Forschungsprozess kann sich dadurch zeitweilig als erhebliche Belastung der Kooperation erweisen (Hirsch-Hadorn u. a. 2008). Um dennoch ein Mindestmaß an Transparenz, Verlässlichkeit und Planbarkeit herzustellen, hat die Transferwerkstatt eine Planungsgruppe installiert, in der die wichtigsten Praxispartner:innen vertreten sind und die sich in unregelmäßigen Abständen über das konkrete Vorgehen berät.
- Indem Reallabore und ähnliche Infrastrukturen transdisziplinärer Forschung auch Gegenstand reflexiver und evaluativer Beobachtung durch die beteiligten Forscher:innen sind, verfolgen sie eine doppelte Zielsetzung: Zum einen richten sich Interventionen in gesellschaftliche Praxisprozesse und Beiträge zur Lösung von gesellschaftlichen Problemen auf ein *Gestaltungsziel*; zum anderen verfolgt man ein *Erkenntnisziel*, indem Prozesswissen über den Gegenstand,

Prozessverläufe und Funktionsbedingungen generiert wird. Wie viele andere Fälle auch, zeigt die Transferwerkstatt, dass auf diese Weise zwar nur begrenzt Verallgemeinerbarkeiten möglich sind, weil die vergleichende Analyse von Unterschieden und Gemeinsamkeiten systematisch ausgewählter Fälle fehlt. Gleichzeitig können aber durch die vertiefte und praxisgesättigte fallverstehende Analyse hohe Erklärungswerte für die Ergebnisse des konkreten Prozesses erreicht werden. Im konkreten Fall wurden etwa die strukturellen Hemmnisse für die Umsetzung einer – politisch durchaus proklamierten – direktdemokratischen, erwartungsgerechten Erweiterung der Bürger:innenbeteiligung sehr deutlich. Wenngleich der Verlauf des politischen Prozesses bis dahin im Detail erklärbar wurde, ist noch nicht abzusehen, ob er lediglich signifikant verlangsamt oder keines der angestrebten Ziele erreichen wird. Die Skalierbarkeit der Erkenntnisse eines einzelnen transdisziplinären Projektes mag insofern eingeschränkt sein, die Generalisierbarkeit der Erkenntnisse lässt sich über Wiederholungen transdisziplinärer Forschungsvorhaben zum jeweiligen Gegenstand aber zumindest erhöhen (Hirsch-Hadorn u. a. 2006).

- Schließlich bedeutet transdisziplinäre Forschungspraxis auch, dass die Bewertung der Zielerreichung nicht nur wissenschaftlichen Kriterien genügen kann. Aus einer soziologischen Perspektive könnte beispielsweise eine begründete Bewertung des beobachteten Politikprozesses in der laufenden Legislaturperiode am Ende Hinweise auf Stärken und Schwächen dieses Prozesses und Entwicklungsvorschläge liefern. Außerwissenschaftliche Erfolgsbeziehungsweise Gütekriterien leiten dagegen die Interpretationen durch Praxispartner:innen, gegebenenfalls Medien und Öffentlichkeit an, und deren Fokus ist nicht die Beantwortung einer (wissenschaftlichen) Fragestellung, sondern der Erfolg bei der Lösung des definierten Problems (*social impact* der Wissenschaft). Demgemäß findet die Auswertung von Erfahrungen und Erkenntnissen ebenso wie die Beurteilung des Ertrags von transdisziplinärer Forschung unter außerwissenschaftlichen Nutzen- und Gestaltungsaspekten statt. Sofern wissenschaftliche Partner:innen sich darauf einlassen, setzen sie sich damit immer auch einem gewissen Risiko für ihre Reputation innerhalb und außerhalb der Wissenschaft aus (Goven u. a. 2015).

4. Synergien zwischen disziplinären und transdisziplinären Transferpraktiken

Einerseits unterscheiden sich disziplinäre und transdisziplinäre Forschungs- und Transferlogiken in mehrfacher Hinsicht – von der Problemstellung und den For-

	Disziplinäre Forschungspraxis	Transdisziplinäre Forschungspraxis
<i>Fragestellungen und Hypothesen</i>	hergeleitet aus wissenschaftlichen Erwägungen, Stand der Forschung	Wissenschafts- und Praxispartner:innen definieren gemeinsam gesellschaftliche Problemstellungen und potenzielle Interventionsziele
<i>Forschungsziel</i>	Antwort auf Fragestellung (Erkenntnis)	Wissen über Praxisprobleme und deren Gestaltungs- bzw. Lösungsbedingungen
<i>Forschungsdesign und -methoden</i>	orientiert an Zuverlässigkeit, Kontrolliertheit, Verallgemeinerbarkeit; möglichst objektiver Einsatz der Methoden empirischer Sozialforschung	Problemlösung als Prozess: persönliche Involviertheit, Herstellung von Vertrauen und Kommunikation ›auf Augenhöhe‹; Wissenschaft und Praxis stimmen Einsatz von Methoden der empirischen Sozialforschung ab
<i>Auswertung von Erhebungsbefunden</i>	im Rahmen transparenter und sachgerechter Forschungskonzepte, basierend auf empirisch vorgefundenen Sachverhalten	gemeinsames Lernen von Wissenschaft und Praxis; Auswertungen unter Nutzen- und Gestaltungsaspekten; wissenschaftliche Auswertung abseits der Praxis
<i>Reichweite von Schlussfolgerungen und Interpretationen</i>	kann methodisch-konzeptionellen Rahmen verlassen; ›spekulative‹ Ausblicke, Empfehlungen etc. sind an der Aussagekraft von Ergebnissen zu messen und deutlich kenntlich zu machen	Fokus der Interpretation ist ›das Problem‹; nicht ›die Fragestellung‹; Entscheidungen über Lösungsoptionen und Lösungswege
<i>Reflektion des Forschungsprozesses und der Ergebnisqualität</i>	Bewertung von Forschungsergebnissen durch Peers bzw. die ›scientific community‹	Bewertung der Zielerreichung zudem <i>auch</i> durch Praxispartner:innen (ggf. durch Medien und Öffentlichkeit)

Tab. 1: Merkmale disziplinärer und transdisziplinärer Forschungsmodi (eigene Darstellung)

schungszielen über das Forschungsdesign und den Methodeneinsatz bis zu den Auswertungskonzepten und der Reichweite von Ergebnissen und Schlussfolgerungen. Die Skala der tatsächlichen, empirisch vorfindlichen Transferpraktiken offenbart andererseits in allen diesen Punkten auch Überschneidungen und Gemeinsamkeiten, die sich zwischen primär erkenntnisorientierten und primär gestaltungsorientierten Varianten verteilen. Hieraus ergeben sich Synergiepotenziale, die insbesondere dann genutzt werden sollten, wenn sich die gesellschaftlichen Leistungsanforderungen an die Soziologie auf praktisch verwertbare und wirksa-

me Beiträge zur Bearbeitung gesellschaftlicher Problemwahrnehmungen, wie einer Erosion des gesellschaftlichen Zusammenhalts, richten.

Nicht zuletzt aufgrund eigener Erfahrungen aus transdisziplinären Projekten und insbesondere der Transferwerkstatt »Wissens-schafft-Politik« bestätigt sich die These, dass (1.) durch den Rückgriff auf disziplinäre Standards und Vorgehensweisen tatsächlich Synergien mit transdisziplinären Transferpraktiken erzeugt werden können, und dass (2.) die soziologische Forschung durch transdisziplinäre Transferpraxis tatsächlich den gesellschaftlichen Leistungserwartungen in höherem Maße gerecht werden kann. Allerdings setzt die Aufhebung der offenkundigen Differenzen in synergetischen Transfer- und Forschungsformaten einige besondere Bemühungen voraus – Bemühungen um eine intensive (Selbst)Reflektion, um die Rückbindung an etablierte disziplinäre Selbstbeschreibungen und den Einsatz unterschiedlicher Ressourcen von Wissenschaft (Geld, Wissen, Reputation etc.) für politisch-praktische Zwecke. Im Einzelnen:

Jenseits wechselseitiger Instrumentalisierungen (Osterland/Warsewa 1991) wird die Relevanz transdisziplinärer Forschungs- und Transferarbeiten als Schnittmenge gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Problemdefinitionen bestimmt. Eine solche Schnittmenge zu beschreiben, setzt allerdings auf beiden Seiten ein hinreichendes Verständnis der zu bearbeitenden Phänomene voraus und gerade dies ist bei komplexen, multidimensionalen Herausforderungen eher unwahrscheinlich. Insofern dürften in solchen Fällen *zunächst gemeinsame Such- und Abstimmungsprozesse* auf der Tagesordnung stehen, in denen sowohl der Forschungsstand als auch die lebensweltliche Expertise von Praxispartner:innen systematisiert und integriert werden. Bezogen auf den Forschungsgegenstand des gesellschaftlichen Zusammenhalts erweisen sich etablierte disziplinäre Konzepte wie gesellschaftliche Sozialintegration, Solidarität, Konformität oder soziale Kohäsion, Milieu- oder Schichtungstheorien dabei als hilfreich. Ihr Abgleich mit praktisch-empirischen Verständnissen hinsichtlich Problemursachen und Gestaltungsoptionen ermöglicht es, heterogene Begriffs- und Problemverständnisse nicht nur offenzulegen, sondern auch gemeinschaftlich zu reflektieren und zu verarbeiten. Damit einher geht auch danach zu fragen, welche Relevanz sozialwissenschaftliches Wissen über gesellschaftlichen Zusammenhalt in der Gesellschaft hat, das heißt welche Erkenntnisse über gesellschaftlichen Zusammenhalt von der Gesellschaft nachgefragt oder angefordert werden und wie sie zum Gegenstand von Transfermaßnahmen gemacht werden oder gemacht werden können. Eine solche ko-kreative Forschungs- und Transferpraxis ist eine wichtige Basis für die »Erarbeitung eines tieferen Verständnisses der Kausalitäten des gesellschaftlichen Zusammenhalts« (Grunow u. a. 2022: 10–11). Erst wenn gemeinsam geklärt ist, welches Wissen benötigt wird, um welche Problem zu lösen, lässt sich die Diffe-

renz zwischen Wissenschaftssystem und Anwendungssystem(en) produktiv am jeweiligen Gegenstand und in transdisziplinären Transferformaten bearbeiten.

Angesichts der vielfältigen und häufig divergierenden Leistungsanforderungen an die wissenschaftliche Praxis ziehen sich viele Wissenschaftler:innen auf die gesicherte Position der Erforschung signifikanter und robuster Korrelationen beziehungsweise daran angelehnter Forschungsformate zurück. Da sich transdisziplinäre Transferpraxis zum gesellschaftlichen Zusammenhalt jedoch auf die reale Vielfalt von Kooperationsbedingungen und –anforderungen, Problemdefinitionen, Zielformulierungen, Handlungsoptionen etc. einlassen muss, ist hier ein *realistisches Erwartungsmanagement* erforderlich, das mit Praxispartner:innen aller Art eine Verständigung über die Reichweite von wissenschaftlichen Leistungen beziehungsweise die potenziell zu erreichenden Ziele herstellt.

Die Orientierung an einem ko-kreativen Forschungsdesign bedeutet, dass die spezifischen Vorgehensweisen und Methoden zu Beginn eines Projektes zwar grob festgelegt werden, gleichfalls jedoch ein großer Spielraum für den *flexiblen Einsatz geeigneter Transferformate* verbleiben muss, um auf die gemeinschaftlichen Prozesse der Problem- und Zieldefinitionen zum gesellschaftlichen Zusammenhalt und deren Reflektion reagieren zu können. Etablierte sozialwissenschaftliche Methoden sind unter Umständen in ungewöhnlicher, oder neu-kombinierter Weise anzuwenden, um diverse Wissensbestände sichtbar zu machen, zusammenzuführen und zu integrieren und so forschungs- und praxisrelevante Erkenntnisse zu erzeugen. Gestaltungsorientierte Transferprozesse weisen daher in der Regel den Charakter eines *Reallabors auf, in dem die diversen Transferformate* (siehe oben: edukativ, evaluativ, moderierend-interventionistisch etc.) *explorativ und experimentell* eingesetzt werden. Die Anschlussfähigkeit transdisziplinär gewonnener Erkenntnisse an den allgemeinen Forschungsstand ist im Rahmen dialogischer sowie akademischer (Selbst)Reflexion, dadurch zu gewährleisten, dass die Nachvollziehbarkeit von Prozessen sowie die Belegbarkeit der Erkenntnisse sorgfältig ermöglicht werden. Die Transferwerkstatt »Wissenschaft-Politik« bietet dafür beispielsweise einen kontinuierlichen Reflexionsraum; die *bewusste (Selbst)Vergewisserung über Erwartungen und Erfahrungen* schafft für alle (individuellen sowie institutionellen) Beteiligten eine gewisse Rollendistanz und gemeinsame Lerneffekte.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass transdisziplinäre Forschungs- und Transferprozesse einer *doppelten Auswertungspraxis* unterzogen werden sollten: Zum einen generieren transdisziplinäre Projekte gestaltungsorientierte Erkenntnisse, die sich auf prozess- oder fallspezifische Verläufe, Konstellationen von Akteur:innen, Handlungsbedingungen, Lösungsoptionen etc. beziehen können (Prozesswissen). Jenseits der gewünschten praxisrelevanten Transferimpulse dürfte die Verallgemeinerungsfähigkeit derartiger Erkenntnisse zumeist jedoch begrenzt sein. Dennoch ergänzen sie den Kanon des einschlägigen dis-

ziplinären Wissens und können als Referenzen oder zur Hypothesenbildung für weitere vergleichende Studien und dergleichen herangezogen werden. Zum anderen resultiert ein wissenschaftlicher Ertrag daraus, dass die Austauschprozesse zwischen unterschiedlichen Praxisakteur:innen sowie zwischen Praxis und Wissenschaft beschrieben, reflektiert und evaluiert werden. Der Prozess der transdisziplinären Praxis wird gleichsam selbst zum Beobachtungsgegenstand und eröffnet dadurch die Gelegenheit, Erkenntnisse über die eigene Rolle beziehungsweise allgemeiner die Funktion von Wissenschaft in politisch-praktischen Handlungszusammenhängen zu gewinnen.

Gesellschaftliche Gestaltungsimpulse seitens der Soziologie müssen mithin keineswegs den Anspruch auf ›gute Forschung‹ aufgeben (Maasen/Sutter 2022). Tatsächlich zeichnet sich die Qualität transdisziplinärer Forschung insbesondere durch die analytische Distanz der Reflexion von Forschungsprozess und -inhalt aus, die die Einhaltung innerwissenschaftlicher Güte- beziehungsweise Nützlichkeitskriterien verbürgt. Ein wichtiger Maßstab für die Beurteilung von Erfolg oder Misserfolg transdisziplinärer Forschung gerade durch Praxispartner:innen ist darüber hinaus jedoch immer auch die lösungsbezogene Effektivität im konkreten Fall beziehungsweise Prozess. *Transdisziplinäre Forschung legitimiert sich also durch Evidenz und Effektivität*, das heißt, dass das erweiterte Spektrum der Qualitätskriterien beispielsweise auch politisch-praktische Zielerreichungsgrade, öffentliche (breite) Zustimmung, gemeinsame Lernerfolge, Verbesserung der Diskussionskultur etc. umfassen kann.

5. Fazit

In dem Maße, in dem es gelingt, diesen besonderen Anforderungen gerecht zu werden, stellen transdisziplinäre Forschungspraktiken keineswegs einen Gegenentwurf zum etablierten disziplinären Forschungsmodus dar. Sowohl die spezifischen als auch die allgemeinen Leistungen der Soziologie für die Gesellschaft können in gestaltungsorientierte Forschungs- und Transferprozesse eingebracht werden. Indem Wissen über teilsystemspezifische Prozesse und deren Gestaltungsmöglichkeiten erzeugt wird, kann es – vor allem angesichts der Komplexität gesellschaftlicher Problemwahrnehmungen wie einer (vermeintlichen) Erosion des gesellschaftlichen Zusammenhalts – in transdisziplinären Kooperationen gemeinsam mit Praxispartner:innen zum Erreichen von Erkenntnis- wie praktischen Gestaltungszielen genutzt werden. Transdisziplinäre Forschung trägt auf diese Weise dazu bei, die gesellschaftliche Legitimation der Soziologie ebenso wie ihre Selbstreflexivität zu erhöhen.

Damit sind wichtige forschungspraktische Anforderungen an einen transdisziplinären Forschungsmodus benannt, die gleichzeitig die Anschlussfähigkeit an etablierte disziplinäre Forschungs- und Transferpraktiken gewährleisten. Gleichwohl bleibt weiter zu klären, ob, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen ein mögliches Trade-off zwischen wissenschaftlicher Qualität und gesellschaftlicher Relevanz entsprechender Praktiken existiert und wie damit in konkreten Transferprozessen umzugehen ist. Insofern lässt gerade die Wechselseitigkeit der disziplinären wie transdisziplinären Transferprozesse zwischen Sozialwissenschaften und Gesellschaft mit all ihren Implikationen für Soziologie und Gesellschaft den Transfer selbst zu einem Beobachtungs- und Forschungsgegenstand werden. Denn die Art und Weise, wie Wissenstransfer stattfindet und welchen Einfluss er auf das Interagieren zwischen Soziologie und Gesellschaft hat, nimmt auch Einfluss darauf, was als gesellschaftsrelevantes Wissen zu gelten hat und welche Fragen und Phänomene zukünftig zu erforschen sind.

Literatur

- Bayer-Eynck, Lena/Frieß, Dennis/Schade, Johanna/Strobel, Caroline (2012), *Funktion erfüllt? Onlinegestützte Bürgerhaushalte aus Sicht der Bürger*, Düsseldorf.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (1989), »Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung? Zum Strukturwandel von Sozialwissenschaft und Praxis«, in: Ulrich Beck/Wolfgang Bonß (Hg.), *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*, Frankfurt a. M., S. 7–45, https://doi.org/10.1007/978-3-322-88945-4_7.
- BMBF (2021), BMBF-Förderrichtlinie »Zusammenhalt stärken in Zeiten von Krisen und Umbrüchen«, 20.02.2023, <https://www.bmbf.de/foerderungen/bekanntmachung-1190.html>.
- Bogusz, Tanja (2020), »Kollaboratives Forschen«, in: Selke, Stefan/Neun, Oliver/Jende, Robert/Lessenich, Stephan/Bude, Heinz (Hg.), *Handbuch Öffentliche Soziologie*, Wiesbaden, S. 1–9, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16991-6>.
- Burawoy, Michael (2005), »For public sociology«, in: *Soziale Welt*, Jg. 56, H. 4, S. 347–374, <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2005-4-347>.
- Dahrendorf, Ralf (1970), *Die Soziologie und der Soziologe. Zur Frage von Theorie und Praxis*, Konstanz.
- Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (2018), »Partizipative Wissenserzeugung und Wissenschaftlichkeit – ein methodologischer Beitrag«, in: Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (Hg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen: Eine Methodensammlung*, Band 1, Wiesbaden, S. 39–67, https://doi.org/10.1007/978-3-658-21530-9_2.
- Dörre, Klaus/Etrich, Frank/Lohr, Karin/Löw, Martina/Rosa, Hartmut/Seyd, Benjamin (2021), »Zwischen den Stühlen. Das Berliner Journal für Soziologie in der gesellschaftlichen Transformation und Refiguration«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 31, S. 145–157, <https://doi.org/10.1007/s11609-021-00449-3>.

- Fernández-Martínez, José Luis/García-Espín, Patricia/Jiménez-Sánchez, Manuel (2020), »Participatory Frustration: The Unintended Cultural Effect of Local Democratic Innovations«, in: *Administration & Society*, Jg. 52, H. 5, S. 718–748, <https://doi.org/10.1177/0095399719833628>.
- Gabriel, Oscar W./Kersting, Norbert (2014), *Politisches Engagement in deutschen Kommunen: Strukturen und Wirkungen auf die politischen Einstellungen von Bürgerschaft, Politik und Verwaltung*, Gütersloh.
- Gohde-Ahrens, Rixa (2013), *Partizipation und soziale Inklusion aus der Quartierssicht – ein Blick nach Hamburg*, in: eNewsletter 19/2013 (11.10.2013), Wegweiser Bürgergesellschaft der Stiftung Mitarbeit, 14.04.2023, <https://www.buergergesellschaft.de/mitteilen/news/archiv-des-eneletters/eneletter-archiv-2013/eneletter-nr-192013-11102013-von-wegweiser-buergergesellschaftde>.
- Goven, Joanna/Langer, Lisa/Baker, Virginia/Ataria, James/Leckie, Alan (2015), »A transdisciplinary approach to local waste management in New Zealand: Addressing interrelated challenges through indigenous partnership«, in: *Futures*, Jg. 73, S. 22–36, <https://doi.org/10.1016/j.futures.2015.07.011>.
- Grunow, Daniela/Sachweh, Patrick/Schimank, Uwe/Trautmüller, Richard (2022), »Gesellschaftliche Sozialintegration. Konzeptionelle Grundlagen und offene Fragen«, *FGZ Working Paper Nr. 2*, Frankfurt a. M., <https://doi.org/10.1007/s11577-023-00896-1>.
- Hirsch Hadorn, Gertrude/Biber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Hoffmann-Riem, Holger/Dominique, Joye/Pohl, Christian/Wiesmann, Urs/Zemp, Elisabeth (2008), »The Emergence of Transdisciplinarity as a Form of Research«, in: Hirsch Hadorn, Gertrude/Biber-Klemm, Susette/Grossenbacher-Mansuy, Walter/Hoffmann-Riem, Holger/Dominique, Joye/Pohl, Christian/Wiesmann, Urs/Zemp, Elisabeth (Hg.), *Handbook of Transdisciplinary Research*, Wiesbaden, S. 19–39, https://doi.org/10.1007/978-1-4020-6699-3_2.
- Hirsch Hadorn, Gertrude/Bradley, David/Pohl, Christian/Rist, Stephan/Wiesmann, Urs (2006), »Implications of transdisciplinarity for sustainability research«, in: *Ecological Economics*, Jg. 60, S. 119–128, <https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2005.12.002>.
- Irvin, Renée A./Stansbury, John (2004), Citizen Participation in Decision Making: Is It Worth the Effort?, in: *Public Administration Review*, Jg. 64, H. 1, S. 55–65, <https://doi.org/10.1111/j.1540-6210.2004.00346.x>.
- Jahn, Thomas/Bergmann, Matthias/Keil, Florian (2012), »Transdisciplinarity: Between mainstreaming and marginalization«, in: *Ecological Economics*, Jg. 79, S. 1–10, <https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2012.04.017>.
- Kamlage, Jan-Hendrik/Knobbe, Sonja/Goerke, Ute/Mengede, Anna (2021), »Transformative Forschung im Rheinischen Revier – Aufbau einer partizipativen Governance zur nachhaltigen Bioökonomie«, in: Herberg, Jeremias/Staemmler, Johannes/Nanz, Patrizia (Hg.), *Wissenschaft im Strukturwandel. Die paradoxe Praxis engagierter Transformationsforschung*, München, S. 239–262, <https://doi.org/10.14512/9783962388256>.
- Kern, Horst/Schumann, Michael (1983), »In der Fremde – als Industriesoziologen »im Feld««, in: Baethge, Martin/Eißbach, Wolfgang (Hg.), *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen, Festschrift für Hans Paul Bahrdt zu seinem 65. Geburtstag*, Frankfurt a. M./New York, NY, S. 267–278, <https://doi.org/10.1017/s0144686x00005584>.
- Krohn, Wolfgang/Grunwald, Armin/Ukowitz, Martina (2019), »Transdisziplinäre Forschung kontrovers – Antworten und Ausblicke. Reaktion auf fünf Beiträge in GAIA zur Theorie transdisziplinärer Forschung«, in: *GAIA*, Jg. 28, H. 1, S. 21–25, <https://doi.org/10.14512/gaia.28.1.7>.

- Lang, Daniel J./Wiek, Arnim/Bergmann, Matthias/Stauffacher, Michael/Martens, Pim/Moll, Peter/Swilling, Mark/Thomas, Christopher J. (2012), »Transdisciplinary research in sustainability science: practice, principles, and challenges«, in: *Sustainability science: bridging the gap between science and society*, Jg. 7, H. 1, S. 25–43, <https://doi.org/10.1007/s11625-011-0149-x>.
- Lessenich, Stephan (2020), »Soziologie – Corona – Kritik«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 30, H. 2, S. 215–230, <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00417-3>.
- Lüdtke, Nico (2018), »Transdisziplinarität und Verantwortung«, in: Henkel, Anna/Hochmann, Lars/Buschmann, Nikolaus/Lüdtke, Nico (Hg.), *Reflexive Responsibilisierung: Verantwortung für nachhaltige Entwicklung*, Bielefeld, S. 105–122, https://doi.org/10.1007/978-3-658-30750-9_13.
- Luhmann, Niklas (1977), »Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften: Zur Einführung«, in: Wissenschaftszentrum Berlin (Hg.), *Interaktion von Wissenschaft und Politik. Theoretische und praktische Probleme der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York, NY, https://doi.org/10.1007/978-3-322-97132-6_19.
- Maasen, Sabine/Sutter, Barbara (2022), »Wissen und Gesellschaft: Neues zur Vertragsgestaltung«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 72, H. 26–27, S. 49–54.
- Mevisen, Natalie (2019), *Normativität und Wertneutralität. Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie*, Bielefeld, <https://doi.org/10.14361/9783839449882>.
- Osterland, Martin/Warsewa, Günter (1991), »Die parlamentarische Anfrage in der empirischen Sozialforschung: Erfahrungen mit einem ungebräuchlichen Erhebungsinstrument«, in: *Soziale Welt*, Jg. 42, H. 3, S. 387–394.
- Pratchett, Lawrence/Durose, Catherine/Lowndes, Vivien/Smith, Graham/Stoker, Gerry/Wales, Corinne (2009), *Empowering communities to influence local decision making – A systematic review of the evidence*, London.
- Schneidewind, Uwe (2015), »Transformative Wissenschaft – Motor für gute Wissenschaft und lebendige Demokratie«, in: *GAIA*, Jg. 24, H. 2, S. 88–91, <https://doi.org/10.14512/gaia.24.2.5>.
- Schneidewind, Uwe/Jahn, Thomas (2012), »Partner einer transformativen Wissenschaft. NaWis und Ecornet geben wissenschaftspolitische Impulse«, in: *GAIA*, Jg. 21, H.3, S. 233–235, <https://doi.org/10.14512/gaia.21.3.17>.
- Selke, Stefan (2020), *Aufbruch: Auf dem Weg zur öffentlichen Soziologie*, Wiesbaden, https://doi.org/10.1007/978-3-658-31112-4_1.
- Simon, Dagmar/Knie, Andreas (2021), »Vom Libero zur Viererkette? Eine Neubewertung transdisziplinärer Forschung in der akademischen Wissenschaft«, in: Herberg, Jeremias/Staemmler, Johannes/Nanz, Patrizia (Hg.), *Wissenschaft im Strukturwandel. Die paradoxe Praxis engagierter Transformationsforschung*, München, S. 63–81, <https://doi.org/10.14512/9783962388256>.
- Steckel, Nicole (2008), »Bürgerbeteiligung in benachteiligten Stadtteilen. Eine Analyse ausgewählter Quartiere des Landesförderungsprogramms ›Soziale Stadt NRW‹«, in: *Diskussionspapiere aus der Fakultät für Sozialwissenschaft Ruhr-Universität Bochum*, Nr. 08–1.
- van der Bijl-Brouwer, Mieke/Kligyte, Giedre/Key, Tyler (2021), »A Co-evolutionary, Transdisciplinary Approach to Innovation in Complex Contexts: Improving University Well-Being, a Case Study«, in: *SHE JI-The Journal of Design Economics and Innovation*, Jg. 7, H. 4, S. 565–588, <https://doi.org/10.1016/j.sheji.2021.10.004>.
- Vetter, Angelika/Remer-Bollow, Uwe (2017), *Bürger und Beteiligung in der Demokratie*, Wiesbaden, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13722-9>.
- Vetter, Angelika/Geyer, Saskia/Eith, Ulrich (2015), Die wahrgenommenen Wirkungen von Bürgerbeteiligung, in: Baden-Württemberg Stiftung (Hg.), *Demokratie-Monitoring Baden-Würt-*

- temberg 2013/2014 – *Studien zu Demokratie und Partizipation*, Wiesbaden, S. 223–342, https://doi.org/10.1007/978-3-658-09420-1_6.
- Vetter, Angelika/Klages, Helmut/Ulmer, Frank (2013), Bürgerbeteiligung braucht Verstetigung und Verlässlichkeit: Gestaltungselemente einer dauerhaften und systematischen Bürgerbeteiligung in Städten und Gemeinden, in: *Zeitschrift für Public, Recht und Management*, Jg. 6, H. 1, S. 253–271, <https://doi.org/10.3224/dms.v6i1.15>.
- Wagner, Sabine (2019), *Lokales Demokratie-Update. Wirkung dialogorientierter und direktdemokratischer Bürgerbeteiligung*, Wiesbaden, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-25081-2>.
- Warsewa, Günter/Bleses, Peter/Güldner, Matthias (2020), »Der Transfer von sozialwissenschaftlichem Wissen als Forschungsgegenstand«, in: *Soziologie*, Jg. 49, H. 3, S. 287–307.
- Weiß, Jens/Bonk, Alexandra (2019), »Kommunale Beteiligungskonzepte: Einschätzungen aktueller Entwicklungen zur Förderung der Partizipation von Bürgerinnen und Bürgern in Kommunen«, in: *Schriftenreihe Local Government Transformation*, Wernigerode.
- Wissenschaftsrat (2015), »Zum wissenschaftspolitischen Diskurs über Große gesellschaftliche Herausforderungen«, *Positionspapier (Drs. 4594–15)*, 20.02.2023, <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4594-15.html>.

Jessica Nuske

Transdisziplinäre Reallabore in der Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen: Utopie einer ko-kreativen Gesellschaftsgestaltung?

Zusammenfassung

Dieser Beitrag widmet sich der Frage, ob und inwieweit transdisziplinäre Reallabore in doppelter Hinsicht ‚kleine reale Utopien‘ sein können, da sie in ko-kreativer Forschungsarbeit gesellschafts-politische Problemlagen und Fragestellung aufgreifen und entsprechend realutopischer Zielvorstellungen transformativ in der Gesellschaft wirken wollen. Im Rahmen des Beitrages wird dafür das ‚doppelte‘ utopische Potenzial im Verfahren und im Gegenstand transdisziplinärer Forschung hergeleitet und kritisch diskutiert. Veranschaulicht wird dies anhand des laufenden transdisziplinären Reallabors „Transferwerkstatt: Wissen-schaft-Politik“, welches sich dem realutopischen Ziel erweiterter Bürger:innenbeteiligung widmet.

Stichwörter: Wissenschaft und Gesellschaft, Ko-kreation, politische Partizipation, Reale Utopie, Reallabor, Transdisziplinarität, Transfer

Bibliografische Angabe:

Nuske, Jessica (2023): Transdisziplinäre Reallabore in der Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen: Utopie einer ko-kreativen Gesellschaftsgestaltung? In: Z'GuG Zeitschrift für Gemeinwirtschaft und Gemeinwohl, 46(2), 232-245. DOI: 10.5771/2701-4193-2023-2-232

Reflexivität – Schlüsselbegriff in der transdisziplinären Forschung

Jessica Nuske

Abstract

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie Reflexivität im transdisziplinären Forschungsprozess verankert werden sollte, welche Praktiken sie beinhaltet und welche Auswirkungen Reflexionsprozesse auf den transdisziplinären Forschungsprozess haben können. Denn wenngleich Reflexivität ein viel diskutierter Aspekt wissenschaftlicher Forschung ist, braucht es für die transdisziplinäre Wissensproduktion eine methodologische Neuausrichtung, um den Spezifika des Forschungsmodus zu entsprechen. Dieser zeichnet sich insbesondere durch den engen Einbezug von Praxispartner:innen in den Forschungsprozess sowie durch die Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen – wie die des gesellschaftlichen Zusammenhalts – aus. Um der Frage nach einer transdisziplinären Reflexivität nachzugehen, wurde eine Metasynthese qualitativer transdisziplinärer Fallstudien durchgeführt. Auf dieser Grundlage wurden die Praktiken der Reflexivität in diesen Forschungsprojekten zusammengetragen, ausgewertet und systematisiert. Die so gewonnenen Erkenntnisse versprechen einen ersten Beitrag zur Neupositionierung der methodischen Reflexionspraxis in der transdisziplinären Forschung.

Keywords: Reflexivität; Reflexionspraktiken; Transdisziplinarität; Metasynthese; Wissensintegration

Die Rolle und Funktion von Sozialwissenschaften in der Gesellschaft wird derzeit inner- und außerwissenschaftlich neu ausgehandelt und die Ansprüche an die Sozialwissenschaften steigen: Gesellschaftliche Relevanz, Wirkung und Responsivität von Forschung sollen erhöht werden – eine Erwartungsänderung, die sich pointiert in der Aussage *science in, with and for society* zusammenfassen lässt (Maasen/Sutter 2022). Auch förderpolitisch gewinnt der Wissenstransfer an Relevanz und die damit verbundenen Diskussionen um den gesellschaftlichen Beitrag wissenschaftlicher Forschung wirken sich auch auf Profilbildung und Außendarstellung forschungsorientierter Institutionen aus (Wissenschaftsrat 2015; Stifterverband 2020; Herbst u. a. 2021). Entsprechend kristallisiert sich derzeit der ›Transfer‹ neben Lehre und Forschung als dritte Aufgabe (*third mission*) von Hochschulen und Universitäten heraus (Maasen/Sutter 2022; Nöltling/Pape 2017; Compagnucci/Spigarelli 2020).

Die Frage der gesellschaftlichen Relevanz der Sozialwissenschaften stellt sich insbesondere anlässlich der aktuell viel diskutierten »großen gesellschaftlichen Herausforderungen« (Wissenschaftsrat 2015). Diese sollen durch die Sozialwissenschaft nicht nur *beforscht*, sondern auch gesellschaftsgestaltend *bearbeitet* werden (Dörre u. a. 2021; Maasen/Sutter 2022). Eine Folge dieser Krisen sei, so wird es von politischen Eliten jeglicher Couleur fast wortgleich betont, der ›bröckelnde‹ gesellschaftliche Zusammenhalt westlicher Gegenwartsgesellschaften (Miciukiewicz u. a. 2012; Mounk 2018; Forst 2020; Quent u. a. 2020). Die Rolle von Wissenschaft soll in der Bearbeitung dieses normativ aufgeladenen Themas komplex(er) gedacht werden: So hat sich das Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ) einen expliziten Transferauftrag vorgenommen, um neben der Produktion von Wissen über Mechanismen und Kausalitäten des gesellschaftlichen Zusammenhalts (Grunow u. a. 2022: 10–11) auch seinen *social impact* bei der Bearbeitung der beforschten gesellschaftlichen Problemlagen nachzuweisen (Salheiser u. a. 2020: 195).

Im Zuge der hier aufgezeigten Entwicklungen erfährt auch der Forschungs- und Transfermodus der Transdisziplinarität (auch am FGZ) verstärkt Aufmerksamkeit, da dieser die anwendungsbezogene Bearbeitung ›großer gesellschaftlicher Herausforderungen‹ zum Gegenstand einer ›ko-kreativen‹ Forschungsarbeit macht. Ko-Kreation beschreibt eine gemeinschaftliche Forschungsarbeit mit Praxispartner:innen¹, die den gesamten Forschungsprozess umfasst (Ko-Design, Ko-Produktion und Ko-Evaluation). Eine solche Zusammenarbeit, die das gemeinschaftliche Lernen sowie die Verhandlung und das Zusammenführen heterogener

¹ Praxispartner:innen sind Akteur:innen, die bezogen auf das untersuchte Thema über Praxisexpertise (nicht-zertifizierte Expertise) verfügen, die die Forschungsexpertise der Forschenden (zertifizierte Expertise) ergänzt (Defila/Di Giulio 2018a: 39–40).

Wissensbestände (›Wissensintegration‹) ermöglichen soll, entspricht einem wechselseitigen, oder auch ›dialogischen‹ Transferverständnis (siehe Nuske/Bleses/Warsewa in diesem Band). Die noch junge Forschungsliteratur betont dabei die Notwendigkeit einer prozesshaften, systematischen Reflexivität im Forschungsprozess durch Forschende und Praxispartner:innen. So könnten transdisziplinäre Ansätze nur dann wissenschaftlich valide, gesellschaftlich fruchtbar sowie ethisch verantwortbar sein, wenn diese mit »radikaler« Reflexivität verbunden seien (Herberg u. a. 2021a: 7).

Weder ist ›Reflexivität‹² ein neues wissenschaftliches Konzept, noch ist es idiosynkratisch für die transdisziplinäre Forschung. Ganz im Gegenteil: Luhmann begreift *Reflexion* als Selbstthematization der Wissenschaft. Sie ist, neben *Funktion* (kognitive Entwicklung von Wahrheiten) und *Leistung* (dieses Wissen anderen Subsystemen der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen), eines der drei Momente der »Ausformulierungen der gesellschaftlichen Situation der Wissenschaft« (Luhmann 1977: 229). Reflexion beschreibt dabei das Element, das Spannungen zwischen Funktions- und Leistungsversprechen reflektiert, damit es nicht zu Störungen kommt (Luhmann 1977; Luhmann 1990: 646–648). In aktuelleren Debatten wird Reflexivität als eines der entscheidendsten Merkmale der Wissenschaft (Knoblauch 2021: 51) deklariert und beschreibt ein Konzept und eine Analysepraxis, bei der Forschende den Kontext der Forschungssituation berücksichtigen, einschließlich des Einflusses, den Forschende auf die Untersuchung und ihre Ergebnisse haben (können). Dadurch könne die wissenschaftliche Qualität der Forschung, insbesondere der qualitativen, erheblich verbessert werden (Unger 2021: 186–187).

Während das Konzept der Reflexivität bereits Gegenstand umfangreicher historischer innerdisziplinärer Debatten war, sehen Wissenschaftler:innen aktuell eine »dringende Notwendigkeit« (Marguin u. a. 2021: 7), dieses Thema erneut zu behandeln, um eine notwendige methodische Neupositionierung von Reflexivität in der transdisziplinär orientierten sozialwissenschaftlichen Forschung durchzuführen (Marguin u. a. 2021: 13; Kuehner u. a. 2016: 699). Denn die substanzielle Einbeziehung von Praxispartner:innen sowie der gesellschaftspolitische Gestaltungsimpuls stellen neue Anforderungen an die Art und den Umfang von Reflexionsprozessen. In vielen Fällen erhöhen sich bei gesteigerter Leistungserwartungen der Sozialwissenschaft gleichermaßen die Funktionserwartungen. Entsprechend nehmen mit zunehmendem Grad des Transdisziplinären auch die durch die Reflexion zu bearbeitenden Spannungen zwischen Funktions- und Leistungserwartungen zu (Maasen/Sutter 2022: 51). In anderen Worten: Die Reflexionsprozesse der Wissen-

2 Reflexivität beschreibt eine Eigenschaft beziehungsweise ein Merkmal von Prozessen, Strukturen oder auch Tätigkeiten. Reflexion umfasst das Tun, also die Tätigkeit selbst.

schaft werden umso wichtiger, je transdisziplinärer und anwendungsbezogener die wissenschaftliche Forschungspraxis ist.

Doch obwohl die Notwendigkeit einer erneuten Auseinandersetzung mit der Frage der Reflexivität in der transdisziplinären Forschung breit artikuliert wird, ist eine solche methodische Neupositionierung noch nicht durchgeführt worden (Knoblauch 2021: 75). Dieser Beitrag widmet sich dieser Forschungslücke und fragt, wie Reflexivität im transdisziplinären Forschungsprozess verankert werden sollte, welche Praktiken sie beinhaltet und welche Auswirkungen Reflexionsprozesse auf den transdisziplinären Forschungsprozess haben können. Zur Bearbeitung dieser Fragen wird eine Metasynthese qualitativer transdisziplinärer Fallstudien durchgeführt, die die Praktiken der Reflexivität in diesen Forschungsprojekten ins Auge fasst. So konnten die reflexiven Prozesse zusammengetragen, ausgewertet und systematisiert werden. Die so gewonnenen Erkenntnisse versprechen einen ersten Beitrag zur Neupositionierung der methodischen Reflexionspraxis in der transdisziplinären Forschung.

1. Zur Rolle transdisziplinärer Sozialwissenschaften in der Bearbeitung gesellschaftlicher Herausforderungen

Die für die Sozialwissenschaften idiosynkratische Problematik zu ihrem Untersuchungsgegenstand, der Gesellschaft, dessen Teil sie gleichzeitig sind, prägte die etablierte ›traditionelle‹ Selbstbeschreibung der Sozialwissenschaften als weitestgehend distanzierte, möglichst objektive Beobachterin gesellschaftlicher Phänomene. In welchem Umfang diese Grenzkonstruktion vollzogen und reflektiert wird, wie also mit dem ›Außen‹ (der Gesellschaft) umgegangen wird, wirkt sich auch auf Verständnisse des Transfers sozialwissenschaftlichen Wissens in die Gesellschaft und somit die Forschungspraxis selbst aus. Das etablierte (disziplinäre) Wissenschaftsverständnis begreift den Transfer als überwiegend unidirektional und die gesellschaftliche Verwendung von sozialwissenschaftlichem Wissen sowie die Erwartungen der Gesellschaft an die Sozialwissenschaften als weniger relevant. Der Transfer selbst ist eher ereignishaft und wird in der Regel am Ende eines Forschungsvorhabens in Form eines Ergebnistransfers vollzogen (Publikationen, Vorträge, Beratungen, Lehre etc.). Ein alternativer Ansatz der Grenzkonstruktion wird vom Forschungsmodus der Transdisziplinarität verfolgt. Hier wird der Wissenstransfer als bi- oder multidirektionaler Prozess begriffen, der strukturell im Forschungsprozess verankert ist. Der Gedanke dahinter ist, den Sozialwissenschaften – neben der Wissensgenerierung (Grundlagenforschung), der kritischen Theorie sowie der Beratung – die gesellschaftspolitische Gestaltung durch simultane Gene-

rierung und Anwendung sozialwissenschaftlichen Wissens als vierten ›Modus‹ zu ermöglichen (Burawoy 2005).

Transdisziplinäre Forschungsvorhaben haben ihren Ursprung in der nachhaltigen (ökologischen) Entwicklungsforschung (Lam u. a. 2021: 659; Rosendahl u. a. 2015: 18). Sie werden aber zunehmend zur Bearbeitung ›großer gesellschaftlicher Herausforderungen‹ verschiedenster Art und zur Entwicklung gemeinwohlorientierter Problemlösungsansätze verwendet. Das zentrale Instrument dafür ist der substanzielle Einbezug von Praxispartner:innen in den Forschungsprozess. Wissensbestände sollen also nicht extraktiv aus der Gesellschaft ›herausgezogen‹ werden, sondern vielmehr werden diese integrativ einbezogen (*research on vs. research with*). Durch die Anerkennung und Einbeziehung heterogener Wissensbestände soll die Vielfalt an (potenziell widersprüchlichen) Perspektiven auf komplexe gesellschaftliche Problemlagen einerseits abgebildet und andererseits im Sinne einer gemeinwohlorientierten (ko-kreativ erarbeiteten) Handlungsperspektive verarbeitet werden. Entsprechend ist es ein zentrales Anliegen transdisziplinärer Forschung, Wissensbestände verschiedener Disziplinen und Praxispartner:innen zu integrieren, um so generiertes Wissen über gesellschaftliche Problemlagen und deren Bearbeitung verfügbar zu machen. Die transdisziplinäre Literatur spricht hier von der ko-kreativen Erarbeitung von Systemwissen (Wissen zum Istzustand), Zielwissen (Wissen zum Sollzustand) und Transformationswissen (Wissen über die Transformationsprozesse vom Ist- zum Sollzustand), was eindeutig auf die normativen Kernelemente transdisziplinärer Forschung verweist. Doch nicht nur der intendierte gesellschaftliche Gestaltungswille, sondern auch bereits die Auseinandersetzung mit einer gesellschaftspolitischen Fragestellung konstituiert eine ›Abweichung‹ vom etablierten Forschungsmodus. Forschungsgegenstände transdisziplinärer Forschungsvorhaben sind realweltlich verankert und werden nicht (ausschließlich) mittels disziplinärer und methodologischer Zugänge erschlossen (Krohn u. a. 2017: 343). Dies ergibt im Umkehrschluss, dass transdisziplinäre Forschung in besonderer Weise begründungs- und rechenschaftspflichtig ist, was die Auswahl des Forschungsgegenstandes sowie Art und Umfang der Gestaltungsziele betrifft.

Veranschaulichen lässt sich diese geforderte ›Rechenschaftspflicht‹ beispielhaft am Forschungsgegenstand des gesellschaftlichen Zusammenhalts: Wenngleich der Begriff auch als analytisches Konzept begriffen werden kann (Deitelhoff u. a. 2020), können ihm seine normative Konnotation und Implikationen nicht abgesprochen werden. Einerseits ruft der Begriff unvermeidbar Werturteile über eine ›gute‹ Gesellschaft hervor, andererseits impliziert er immer auch ein *othering*, also eine Exklusion der nicht zum Zusammenhalt Dazugehörigen (Grunow u. a. 2022; Lessenich 2022). Diese »dunkle Seite« des gesellschaftlichen Zusammenhalts (Grunow u. a. 2022: 12) verweist auf die mit dem Konzept verbundenen Kosten

und Nutzen, die unterschiedlich zwischen sozialen Gruppen und gesellschaftlichen Milieus verteilt sind (Grunow u. a. 2022; Lessenich 2022). Damit einher geht auch die Frage, wer vom gesellschaftlichen Zusammenhalt spricht oder sein (vermeintliches) Fehlen problematisiert. So kann durchaus konstatiert werden, dass überwiegend Mitglieder der sogenannten Mittelschicht und »autochthon deutsche Stimmen« (Lessenich 2022: 33) in den politischen Konzeptionen ›unseres Zusammenhalts‹ Berücksichtigung finden (Lessenich 2022; Quent u. a. 2020).

Transdisziplinäre Forschung, die in der Regel solch gesellschaftspolitische Fragen mit normativer Ausrichtung untersucht und bearbeitet, wird daher eine substanzielle, gar »radikale« (Herberg u. a. 2021a: 7) Reflexivität abverlangt, ohne dass eine Reflexionspraxis innerhalb transdisziplinärer Forschungsvorhaben bisher systematisch hergeleitet wurde. Offen ist beispielsweise, was überhaupt Gegenstand einer solchen Reflexionspraxis ist, welche Akteur:innen (wie) in Reflexionsprozesse einzubeziehen sind und welche Reflexionspraktiken damit einhergehen. Dieser Beitrag versucht diese Fragen zu adressieren, indem in einer Metasynthese eine Anzahl empirischer transdisziplinärer Fallstudien untersucht und hinsichtlich ihrer Reflexionspraktiken ausgewertet werden. Der Beitrag will damit zu weiteren Debatten über die epistemologische Struktur und insbesondere über die Reflexionspraxis transdisziplinärer Forschung beitragen.

2. Reflexivität im transdisziplinären Forschungsprozess: Eine Metasynthese empirischer Fallstudien

2.1 Methodik

Die Methode einer Metasynthese von qualitativen und/oder quantitativen empirischen Studien dient der Akkumulation von Primärdaten zur Herleitung von interpretativen Erkenntnissen. Die Synthese umfasst daher das Extrahieren und Analysieren projektspezifischer Daten, um projektübergreifende Kategorien und/oder Modelle herauszuarbeiten und so einen Beitrag zur induktiven Theoriebildung zu leisten, ohne die Kontextualität der einzelnen Daten außer Acht zu lassen (Hoon 2013). Entsprechend der Frage dieses Beitrags sind empirische transdisziplinäre Fallstudien untersucht worden, die sich explizit mit ›Reflexion‹ im transdisziplinären Forschungsprojekt beschäftigen – es wurden also Prozesse der Reflexion beschrieben, im Projekt durchgeführt und abschließend evaluiert. Aus den jeweiligen Ausführungen sollen so Erkenntnisse über Art, Umfang und Gestaltung sowie Effekte reflexiver Prozesse gewonnen werden.

Mithilfe des Thomson-ISI Web of Science wurde eine erste Fallauswahl durchgeführt. Um empirische transdisziplinäre Fallstudien mit einem expliziten Fokus auf Reflexivität herauszufiltern, wurde nach den Begriffen *transdis* AND reflex* OR reflex* OR reflek* AND case stud* OR project** im Abstract von Beiträgen gesucht. Denn wenn diese Begriffe im Abstract eines Beitrages auftauchen, kann mit einer gewissen Sicherheit davon ausgegangen werden, dass Reflexivität im transdisziplinären Forschungsprojekt substantziell im Beitrag berücksichtigt wurde. Darüber hinaus wurden weitere Beschränkungen vorgenommen: Der Zeitraum der Publikation wurde auf 15 Jahre beschränkt (2007 bis 2022),³ das Publikationsformat sollte Artikel sowie Buchkapitel umfassen, die Sprache Englisch oder Deutsch und die Publikation sollte den Sozialwissenschaften⁴ zuzuordnen sein. Diese Suchanfrage ergab lediglich 58 Treffer.

Die nächste Vorauswahl, die durch die Begutachtung der Titel und Abstracts der Beiträge erfolgte, reduzierte die Menge an potenziell passenden Beiträgen auf 19 (Quote: 32,76 Prozent). 39 der 58 Artikel waren ›false positives‹, weil sie die Begriffe ›reflektieren‹, ›reflect‹ oder ›Reflexion‹ nicht im Sinne einer methodologischen Reflexionspraxis verwendet haben. Die verbliebenen 19 Publikationen wurden vollständig gelesen und nach einer weiteren Aussortierung verblieben acht Publikationen, die als passend für das Forschungsinteresse dieses Beitrages eingeschätzt wurden. Zudem kamen zwei weitere Publikationen hinzu, die den Literaturverweisen eben dieser Publikationen entnommen wurden. Die elf aussortierten Beiträge haben den Aspekt der Reflexion nur peripher oder im Rahmen von abschließenden Empfehlungen aufgegriffen und konnten somit keine Einblicke in tatsächlich praktizierte Reflexionstätigkeiten und deren Wirkung erbringen. Die ausgewählten transdisziplinären Fallstudien haben alle eine ›komplexe gesellschaftliche Problemstellung‹ zum Gegenstand der ko-kreativen Bearbeitung. Die Publikationen widmen sich unterschiedlichen Facetten des Themenkomplexes der nachhaltigen Entwicklung (Governance, Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen, Abfallmanagement, Biodiversität, Landnutzung und Stadtentwicklung, Armutsbekämpfung sowie individuelles Wohlbefinden). Eine vollständige Liste der zehn Publikationen, die in den weiteren Auswertungsprozess einbezogen wurden, findet sich im Appendix.

3 Nach Maasen und Sutter hat sich die von ihnen beschriebene Erwartungsänderung an die Sozialwissenschaften im Sinne einer »science in, with and for society« in den vergangenen 15 Jahren vollzogen (2022: 50).

4 Die ausgewählten Kategorien der ›Area of Research‹ bei Web of Science waren entsprechend: Area of Studies, Social Sciences Other Topics, Sociology, Urban Studies und Public Administration.

2.2 Auswertung

Die Aufarbeitung und Synthese der Erkenntnisse aus den einzelnen Publikationen folgen der zentralen Fragestellung nach der konkreten methodologischen Neupositionierung der Reflexivität in transdisziplinärer Forschung. Entsprechend wurden Auszüge zur jeweiligen Definition von Reflexion als methodologisches Konzept, zu konkreten Praktiken der Reflexion sowie zu evaluativen Einschätzungen eben dieser Praktiken durch die Forschenden synthetisiert. Zudem wurden, wo immer angebracht, verschiedene Praktiken einzelnen Phasen transdisziplinärer Forschungsprojekte zugeordnet. Es folgt nun eine Auswertung der Publikationen hinsichtlich ihrer Definitionen von Reflexivität im transdisziplinären Forschungsprojekt (1) und der jeweils benannten und angewandten Reflexionspraktiken (2). Abschließend wird zusammengetragen, wie die Autor:innen der Publikationen die durchgeführten Reflexionspraktiken ihrer Projekte evaluierten (3).

Definitionen von Reflexivität im transdisziplinären Forschungsvorhaben

Die Studien stimmen darin überein, dass sie Reflexionsprozesse in transdisziplinären Forschungsvorhaben wie folgt begreifen: Reflexion beinhaltet das Aufdecken und explizite Sichtbarmachen von sowie die kritische Auseinandersetzung mit Perspektiven und Annahmen (Werte, Motivationen, Interessen, Rollen, Identitäten etc.) der am Projekt Beteiligten sowie den zugrundeliegenden (sozialen, politischen, wirtschaftlichen und/oder kulturellen) Autoritätsstrukturen, die konstitutiv auf das zu bearbeitende Problem und die Entscheidungsfindung im gesamten transdisziplinären Forschungsprozess einwirken. Ebenso wird publikationsübergreifend die Reflexionspraxis im transdisziplinären Forschungsprojekt als kollektiver Prozess verstanden, also als eine Praxis die (jeweils *und* gemeinsam) von Forschenden und Praxispartner:innen kollaborativ betrieben wird, wobei vermehrt auch explizit die Rolle der Forschenden sowie die damit einhergehende Selbstreflexion betont wird. Aufgrund der inhärenten Normativität transdisziplinärer Projekte sowie des gesellschaftsgestaltenden Anspruchs dieser wird Forschenden ihre (vermeintliche⁵) Objektivität weitestgehend abgesprochen. Einerseits haben Forschende Grundannahmen, Werte, Überzeugungen etc., die

⁵ Eine vermeintliche Neutralität und/oder Objektivität von Forscher:innen ist ohnehin umstritten. Der Werturteils- und der Positivismusstreit stehen dabei exemplarisch für konträre Auffassungen von Wissenschaftsethik – genauer gesagt von der Rolle und dem methodischen Umgang mit Werten in der Sozialwissenschaft beziehungsweise Werturteilen von Sozialwissenschaftler:innen (Lamnek 2002). Eine Ausführung dessen ist die feministische Standpunkt-Theorie, welche betont, dass Wissensbestände und -ansprüche immer sozial situiert sind und die individuelle soziale Situation (auch von Forscher:innen) das begrenzt, was man überhaupt wissen kann (Harding 1992; Rosendahl u. a. 2015; Lessenich 2020).

insbesondere bei der Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen und einer normativen Zielorientierung zum Tragen kommen. Andererseits nehmen Forschende selbst eine Autoritätsposition im Forschungsprozess ein und könnten somit nicht als (vermeintlich) neutrale, objektive oder ›außenstehende‹ Instanz auftreten. Die Ausführungen zur Rolle der Forschenden sind nicht neu; so beziehen sich die Autor:innen vermehrt auf bereits etablierte Ansätze selbstreflexiver Praktiken, wie sie beispielsweise insbesondere in der Anthropologie umfänglich hergeleitet und debattiert werden (Boyer 2015: 93; Niewöhner 2021: 108). Hier wird deutlich, dass Arbeiten zur Reflexivität im Prozess transdisziplinärer Forschung auf den Forschungskanon zur Reflexivität innerhalb disziplinärer und/oder interdisziplinärer Forschung aufbauen und ihn erweitern, statt ihn zu revidieren oder gar zu ersetzen.

Schwerpunkte und Praktiken der Reflexion

Die ausgewählten empirischen Studien machen die kontinuierliche Überprüfung der Entscheidungen, die bei der Identifizierung und Integration verschiedener Werte, Prioritäten, Weltanschauungen, Wissensbestände, Fachkenntnisse und Praxiskenntnisse getroffen wurden, zum Gegenstand der Reflexionsprozesse. Insofern passt es, dass drei der Studien das bereits etablierte Konzept der ›Positionalität‹ verwenden (Cheng/Randall-Parker 2017: 1169; Polk 2015: 120; Rosendahl u. a. 2015: 23). Positionalität bezieht sich auf die eigenen Motivationen, Interessen und Annahmen in einer sozialen Situation sowie auf die Rollen, Identität und Autorität, die man in dieser Situation relativ zu anderen einnimmt. Reflexionsprozesse transdisziplinärer Forschungsvorhaben nutzen also als ›Methoden‹ die Offenlegungen und Reflexionen der persönlichen Attribute, wobei die ›Daten‹ die Attribute der jeweils individuellen Positionalität sind (Cheng/Randall-Parker 2017: 1169).

Die Studien machen übereinstimmend deutlich, dass die Reflexionspraxis den gesamten Prozess des Forschungsprojektes begleiten und somit auch sämtliche Aspekte des transdisziplinären Forschungsprozesses umfassen sollte: Zum Gegenstand der Reflexion werden damit folglich Organisation und Prozessgestaltung des Forschungsprojektes – also Projektaufbau, Ressourcenallokation, Verfahren der Entscheidungsfindung, Projektdiskurse – sowie das Produkt, also die Projektergebnisse. Darüber hinaus heben zwei Studien die Aspekte der Auswahl der Praxispartner:innen sowie den Aushandlungsprozess von Problemwahrnehmungen und -verständnissen als besonders kritische Momente transdisziplinärer Forschung hervor, da beide Aspekte in der Regel zu Beginn des Forschungsprojektes eine erhebliche Rolle spielen und dadurch auch den weiteren Verlauf der transdisziplinären Forschungsarbeit signifikant prägen (Rosendahl u. a. 2015;

Bornemann/Christen 2020). Mehr noch, mit der Auswahl der Praxispartner:innen – und damit der Inklusion sowie Exklusion von bestimmten Akteur:innengruppen – könnten bestehende soziale, politische, wirtschaftliche und/oder kulturelle Autoritätsstrukturen reproduziert oder in diese eingegriffen werden. Das Ausschließen oder auch das Einbeziehen ausgewählter Akteur:innengruppen determiniere, welche Wissensbestände und zugrunde liegenden normativen Annahmen im transdisziplinären Forschungsprozess Gehör fänden oder auch nicht. Wenngleich eine ›unverzerrte‹ Akteurskonstellation frei von Autoritätshierarchien nicht möglich und gegebenenfalls nicht gewollt (Rosendahl u. a. 2015: 25) sei, solle dennoch reflexiv erschlossen werden, welchen Einfluss die Zusammensetzung eines transdisziplinären Forschungsprojekts auf seine Wissensproduktion und Gesellschaftsgestaltung habe. Da sich die konkrete Auswahl der Praxispartner:innen aus der Fragestellung und der Zielsetzung des transdisziplinären Vorhabens erschließt, ist diese nicht nur hinreichend zu begründen. Auswahlprozess und -kriterien sollten offengelegt und gemeinschaftlich reflexiv aufgearbeitet werden, indem nach den einzelnen Grenzen und Beiträgen der Wissensbestände aller am Projekt Beteiligten gefragt wird.⁶ Eine solche Reflexion sollte dann auch zu Adjustierungen in der Auswahl führen können. Beispielsweise wurden im Projekt von Rosendahl u. a., das sich mit Fragen der Armutsbekämpfung beschäftigt, die bereits öffentlich sichtbaren und ressourcenstarken Advokaten der Armutsbekämpfung nicht einbezogen. Vielmehr wurden eben jene Akteur:innen ausgewählt, die an einer Umsetzung potenzieller Maßnahmen direkt beteiligt sind und/oder auf lokaler Ebene mit und für Armutsbetroffene arbeiten. So sollten bisher wenig(er) gehörte Stimmen, Sichtweisen und Erfahrungshorizonte in den Forschungsprozess eingeschlossen und sichtbar gemacht werden (2015: 25).

Zu Beginn transdisziplinärer Projektarbeit wird in der Regel gemeinsam mit den ausgewählten Praxispartner:innen ein integratives Problemverständnis ko-kreativ erarbeitet. Die gemeinsame reflexive Arbeit beginne sodann damit, dass die unterschiedlichen Perspektiven und Annahmen, die das Problemverständnis konstituieren, offengelegt und explizit gemacht werden. Das Ziel solle sein, die heterogenen Problemverständnisse miteinander zu verhandeln, ohne dass unbedingt ein Konsens entstehen müsse. Vielmehr solle das heterogene, komplexe Problemverständnis als Grundlage der weiteren Planung der Forschungsarbeit dienen und bei der Erarbeitung eines Forschungsdesigns berücksichtigt werden. Viele der Studien heben zudem insbesondere die Autoritätsposition der Forschenden hervor, die in vielerlei Hinsicht den ko-kreativen Forschungsprozess

⁶ An dieser Stelle sei auf verschiedene Leitfäden zur Auswahl der Praxispartner:innen verwiesen (Bergmann u. a. 2005; Defila/Di Giulio 2019; Schmidt u. a. 2020), die den Reflexionsprozessen einzelner transdisziplinärer Forschungsprojekte als Orientierung dienen können.

beeinflussen könne – angefangen damit, dass es in der Regel die Forscher:innen sind, die ein Projekt beispielsweise im Rahmen von Projektanträgen initiieren und (zumindest in groben Zügen) planen. Auch im weiteren Verlauf des Forschungsprojektes, so betonen es fünf der Studien, sollten Forscher:innen sich der epistemologischen Autorität, die mit der geschichtlich gewachsenen Monopolposition der wissenschaftlichen Wissensproduktion einhergeht, bewusst werden und diese dahingehend reflektieren, welche Wirkung sie auf den Prozess an sich, aber auch auf Praxispartner:innen habe, oder haben kann (Goven u. a. 2015: 33; Schmidt u. a. 2020: 6–7; Schmidt/Neuburger 2017: 55; Rosendahl u. a. 2015: 24; Bornemann/Christen 2020: 362). Goven u. a. sprechen hier von einer »kulturellen Dominanz der Wissenschaft«, die sich in der Steuerung und der Kontrolle von Forschungsprozessen und/oder Ressourcen zeige. In Interviews wurde von den Praxispartner:innen beispielsweise die Sorge geäußert, dass Wissenschaftler:innen ja sehr clever seien und sie als Praxispartner:innen womöglich nicht alles verstehen würden. Doch sei die Gruppe an Wissenschaftler:innen sehr bescheiden gewesen, wodurch sie selbst sich in der Lage gesehen hätten, etwas »Nützliches« beizutragen (Goven u. a. 2015: 33). Eine gemeinschaftliche Reflexion inhärenter Autoritätsstrukturen, dominanter Normen, Regeln und Diskurse sowie damit verbundener Emotionen und Erfahrungen könne den ko-kreativen Forschungsprozess insofern positiv beeinflussen, dass sich die Beteiligten als gleichberechtigte Partner:innen wahrgenommen fühlen und Wissensintegrationsprozesse erleichtert oder befördert werden. Es bleibt also festzuhalten, dass die Reflexionsprozesse, ähnlich wie in disziplinären und interdisziplinären Forschungskontexten, die Positionalität der Forschenden sowie die impliziten und expliziten Autoritätsasymmetrien, die mit der Rolle als Forscher:innen einhergehen, umfassen. In transdisziplinären Kontexten wird jedoch die gemeinsame Reflexionsarbeit mit Praxispartner:innen zur notwendigen Voraussetzung, um ein Gegengewicht zur Autoritätsposition der Forschenden zu entwickeln und eine wirksame Teilhabe der Praxispartner:innen sowie kollaboratives Lernen und Wissensintegrationsprozesse zu ermöglichen.

Damit eine solche Offenlegung und Reflexion der individuellen Positionalität sowie die offene Artikulation und Diskussion individueller Perspektiven möglich werden, brauche es geschützte Räume (Bornemann/Christen 2020: 366; Goven u. a. 2015: 30) oder auch ein vertrautes Umfeld (Schmidt u. a. 2020: 6). Es müssen also kontinuierlich Zeitfenster und »geschützte Räume« im Projektverlauf geschaffen werden, in denen verschiedene Reflexionspraktiken durchgeführt und ausgewertet werden können. Die Autor:innen empfehlen, Räumlichkeiten auszuwählen, die von den jeweiligen Praxispartner:innen selbst regelmäßig genutzt werden, und sich an dort etablierte Abläufe und Prozedere zu orientieren. Im Forschungsvorhaben von Goven u. a., das sich dem Thema des lokalen Bioabfall-Entsorgungsmanagement in Neuseeland widmet und dafür eng mit dem indigen organisierten

Kaikōura Biowaste Project (KBP) zusammenarbeitet, dient der Aufenthalt und die Arbeit im geschützten Raum der Praxispartner:innen, dem ›Marae⁷, der vertrauensbildenden Begegnung zwischen Weltanschauungen. Darüber hinaus wird sich auch an den etablierten Diskussionsabläufen orientiert: So wurden die finalen Ergebnispräsentationen iterativ in Fünf-Minuten-Intervallen und in einfacher Sprache vorgetragen und unmittelbar mit den Praxispartner:innen diskutiert. Das zielt auch darauf ab, die Reflexivität unter Forschenden zu fördern, indem die Wissenschaft als dominierender Diskurs dezentriert wird (2015: 27, 30).

Viele der empirischen Studien heben die Notwendigkeit, Reflexionspraktiken nicht ›nebenherlaufen‹ oder spontan auftreten zu lassen, sondern als Teil der Projektorganisation und -durchführung zu begreifen, explizit hervor und veranschaulichen damit einerseits den hohen Stellenwert und andererseits den Zeitaufwand, die die Durchführung und Auswertung von Reflexionspraktiken benötige. Lediglich vier der empirischen Projekte schildern sodann einige wenige spezifische reflexive Strategien, die gemeinsam mit Praxispartner:innen oder im Forscher:innenteam durchgeführt wurden:

- Reflexive Praktiken im transdisziplinären Setting gemeinsam mit Projektpartner:innen
 - Durchführen reflexiver Interviews mit Praxispartner:innen, die die jeweiligen Wissensbestände, Erwartungen, Problem- und Zielperspektiven sowie die Beurteilung des Forschungsprozesses erfragen (Polk 2015: 119; van der Bijl-Brouwer u. a. 2021). Ein Beispiel: Das Projekt von van der Bijl-Brouwer u. a. geht der Frage nach, wie das Wohlbefinden der Nutzer:innen einer australischen Universität gesteigert werden könne – dabei stand insbesondere die Frage nach den Faktoren, die das Wohlbefinden mindern, im Zentrum der transdisziplinären Forschungsarbeit. Durch reflexives *story-telling* mit unterschiedlichen Nutzer:innengruppen werden die jeweiligen Perspektiven auf das komplexe Thema eingeholt und reflektiert. So kann der evolutionäre Prozess als Ganzes, einschließlich der unterschiedlichen Vision, Ideen, Kenntnisse und Netzwerke, offenlegt, dokumentiert und reflektiert werden (2021: 575, 577, 579–580).
 - Gemeinsames Schreiben und Diskutieren kürzerer Texte über Erfahrungen und Erlebnisse in der Projektarbeit, um Prozesse des gemeinschaftlichen Lernens und der Wissensintegration bewusst werden zu lassen und zu reflektieren. Im Projekt von van der Bijl-Brouwer u. a. werden ausge-

⁷ Im heutigen Sinne des Wortes umfasst ein Marae die Gebäude und das Land, das den Hapu (soziale Einheit in der Gesellschaft der Māori) gemeinsam gehört, und ist der Ort, an dem Versammlungen und Feste stattfinden (Goven et al. 2015).

wählte Kurztexte als ›Provokationen‹ gelesen und die Beteiligten schreiben dann jeweils einen kurzen Beitrag über die bisherigen individuellen Erfahrungen im Projekt, um anschließend die reflexiven Texte der anderen zu lesen und zu diskutieren (2021: 580).

- (Rotierender) Aufenthalt und Arbeit auch im außerwissenschaftlichen Raum, beispielsweise an Orten oder in Räumlichkeiten der Praxispartner:innen. Hier ist das bereits aufgeführte Beispiel aus Goven u. a. (2015) zu nennen.
- Reflexive Praktiken im Forscher:innenteam
 - Führen von reflexiven Projekttagbüchern (Polk 2015: 119; Lam u. a. 2021: 662). Lam u. a. nutzen die Einträge in Projekttagbüchern, um das sich verändernde und entwickelnde individuelle Verständnis von Methoden und Inhalten zu erfassen (2021: 662).
 - Regelmäßige Treffen von Projektgruppen (wöchentlich bis monatlich), die das reflexive Zusammentragen deskriptiver und normativer Perspektiven sowie das Austauschen über den Projektverlauf und -fortschritt zum Gegenstand machen (van der Bijl-Brouwer u. a. 2021, Lam u. a. 2021: 662, Polk 2015: 119). Die Treffen fungieren als Forum des gemeinschaftlichen Lernens und der Reflexion (Polk 2015: 119; Lam u. a. 2021: 662), um gemeinsam nachzuvollziehen, wie sich die »Veränderungsbemühungen« entwickelt haben (Lam u. a. 2021: 662).
 - Teilnehmende Beobachtung ausgewählter Projektaktivitäten durch das Projektleitungsteam⁸ (Polk 2015: 119)

Die Reflexionspraktiken sollten in ihrer Konsequenz auch die Redefinition von Projektstrategien, Zielen und Methoden zur Folge haben können. Damit einher ginge dann gegebenenfalls, dass sich die Forscher:innen auch an den Bedürfnissen und Interessen der Projektpartner:innen orientieren. Das beinhaltet nicht nur, wie bereits benannt, die Wahl des Ortes für gemeinsame Treffen mit Projektpartner:innen oder auch für das Durchführen von gemeinsamen Veranstaltungen, sondern auch die Anpassung der Kommunikationssprache. Einig sind sich die Studien darüber, dass im transdisziplinären Setting von Forscher:innen die Fähigkeit abverlangt wird, die eigene wissenschaftliche Autorität zurückzustellen und offen für praxisbezogene Wissensbestände zu sein. Es kann also resümiert werden, dass die transdisziplinäre Reflexivität nicht nur eine kontinuierliche und kollektive Praxis darstellt, sondern als solche auch als fester, überprüfbarer und

⁸ Eine Konkretisierung dieser Reflexionspraktik wird von der Autorin leider nicht durchgeführt. Auch bleibt unklar, warum die teilnehmenden Beobachtungen nur durch das Projektleitungsteam durchgeführt werden und nicht vielmehr Teilgruppen auf gleicher Ebene wechselseitige Beobachtungen durchführen.

ergebnisoffener (das heißt konsequenzieller) Bestandteil im Forschungsprozess verankert und dokumentiert werden sollte.

Evaluationen der angewandten Reflexionspraktiken

Die Studien beleuchten die angewandten Reflexionspraktiken entweder als individuelle und organisatorische Verständigungs- und Lernprozesse und/oder als Wissensintegrationsprozesse. In beiden Konnotationen geht es bei der Reflexion im Kern um die Ermöglichung von Wissensproduktion und -transfer im transdisziplinären Forschungsprozess. Die Auswertung der Studien zeigte, dass die angewandten Reflexionsprozesse die explizite und strukturierte Offenlegung von heterogenen Wissensbeständen, Problemverständnissen, Zielvorstellungen und Handlungsbedarfen, die sich wiederum aus der individuellen Positionalität der Beteiligten speisen, ermöglichen. Ein solcher Austausch in weitestgehend geschützten Räumen kann Prozesse des individuellen Lernens und der intersubjektiven Verständigung, aber auch der Selbstreflexion auslösen, indem individuelle Wissensbestände bereichert sowie Meinungen und Werte überdacht und gegebenenfalls adjustiert werden. Die bewusste und transparente Reflexion darüber, warum bestimmte Akteur:innen einbezogen werden, könne dabei helfen, Prozesse so zu gestalten, dass Hindernisse in der Stakeholder-Landschaft abgebaut werden (explizite und implizite Autoritätsstrukturen, *biased knowledge*, Empowerment und Exklusion). Gleiches zeigt sich in der kollaborativen Problemformulierung und Zieldefinierung sowie der weiteren Projektplanung insgesamt. Doch auch eine umfassende reflexive Auseinandersetzung nicht nur mit dem inhaltlichen Thema, sondern auch mit den organisatorischen Abläufen des Forschungsprozesses könne, so einzelne Studien, Transparenz- und Effizienzgewinne generieren und so das Aufkommen kaum beziehungsweise nicht erfüllbarer Erwartungen und damit Enttäuschungen auf allen Seiten reduzieren. Entsprechend wird in der Mehrzahl der Beiträge geschildert, dass die Reflexionspraktiken auch als vertrauensbildende Maßnahmen wirken, was wiederum zum erhöhten gegenseitigen Respekt und gemeinschaftlichem Verantwortungsgefühl führe. Die Notwendigkeit, (Praxis-)Partner:innen »ernst zu nehmen«, *indem* etablierte Autoritätsstrukturen nicht nur berücksichtigt, sondern explizit offengelegt und thematisiert werden, wird insbesondere von solchen Fallstudien hervorgehoben, die mit marginalisierten Gruppen zusammengearbeitet haben, seien es Praxisakteur:innen und Forscher:innen aus dem »globalen Süden« (Schmidt/Neuburger 2017; Schmidt u. a. 2020; Rosendahl u. a. 2015) oder einer ethnischen Minderheit (Goven u. a. 2015). Auf einer solchen Grundlage könne eine weitestgehend gleichberechtigte Arbeitsbeziehung im Projektzusammenhang überhaupt erst ermöglicht werden, die im Einzelfall sogar in Innovationen und Kooperationen auch über den Projektzusam-

menhang hinaus resultierte. Ein solches Resümee sei aber an dieser Stelle damit konfrontiert, dass die Evaluationen der Reflexionspraktiken überwiegend von den Forschenden selbst durchgeführt würden und eine evaluative Perspektive aus der Praxis dadurch nur implizit Berücksichtigung erfahre.⁹

Die Auswertung der empirischen Studien hat gezeigt, dass Reflexivität nicht nur die Wissensproduktions- und Wissenstransferprozesse erleichtern kann. Einige Studien heben überdies hervor, dass es die Durchführung von Reflexionspraktiken ermögliche, den komplexen und dynamischen Prozessen der transdisziplinären Forschungsvorhaben eine bessere Struktur und mehr Orientierung zu geben. Konkreter führen einige der Studien den strukturierten Umgang mit der Komplexität des Problems sowie der komplexen Rollenerwartungen und -verständnissen als erkennbaren Nutzen reflexiver Praktiken auf (Schmidt u. a. 2020; Bornemann/Christen 2020; van der Bijl-Brouwer u. a. 2021; Cheng/Randall-Parker 2017). Die Studien stimmen überein, dass mit der Frage ›Objektivität/ Subjektivität‹ (das Wissenschafts-Praxis-Verhältnis) in der Beurteilung der kollaborativen Zusammenarbeit bezogen auf konkrete normative Zielsetzungen umgegangen werden muss. Offen blieb bei Cheng und Randall-Parker (2017) beispielsweise, ob und nach welchen Maßstäben ihr transdisziplinäres Projekt als ›erfolgreich‹ eingestuft werden kann, wenn die beteiligten Forscher:innen der Aspiration nach gegenstandsbezogenen Grundlagenwissen und Theoriebildung (zum *sustainable natural resource management*) nachgehen und die Praxispartner:innen eine wissenschaftliche Legitimierung praktischer Maßnahmen anstreben (insbesondere zur Rechtfertigung gegenüber relevanten Stakeholdern der Gemeinschaft).

Auffällig ist jedoch, dass die Nutzbarmachung von Reflexionspraktiken zur Sicherstellung der Qualität der generierten wissenschaftlichen Erkenntnisse wenig Raum einnimmt. Nur Bornemann und Christen gehen darauf explizit ein: Das Projekt beschäftigt sich mit der Frage nach der Umsetzbarkeit einer ›Governance der Nachhaltigkeit‹ in Schweizer Kantonen. Die beteiligten Praxispartner:innen stellen die Forscher:innen vor eine – für die Forscher:innen unerwartete – Herausforderung: Die Praxispartner:innen haben die normativen Annahmen einer ›Governance der Nachhaltigkeit‹ hinterfragt und baten die Forscher:innen, diese offenzulegen und zu rechtfertigen. Die Autor:innen konstatieren, dass sie durch etablierte Reflexionsschleifen den komplexen Rollenerwartungen seitens der Praxis in einer kontrollierten, reflektierten Art und Weise begegnen und Selbsterwartungen explizit herausgearbeitet und transparent gemacht werden können. Dies dient wiederum der Navigation zwischen der Komplexität gesellschaftlicher Problemlagen und wissenschaftlichen Standards und ermöglicht eine Vereinbarkeit von gesell-

⁹ Eine Ausnahme bildet hier die Arbeit von Cheng und Randall-Parker (2017) das in Ko-Autorenschaft von Praxis und Wissenschaft verfasst wurde.

schaftlichem Gestaltungswillen mit den etablierten Standards wissenschaftlicher Forschung (2020: 366–367).

In anderen Studien wird wiederum diskutiert, ob etablierte Qualitätsstandards disziplinärer Forschung überhaupt auf transdisziplinäre Forschung übertragen werden könnten oder ob nicht vielmehr nach der »sozialen Robustheit«¹⁰ als dem »Ideal der Objektivität« (Rosendahl u. a. 2015: 19) oder der »Publizierbarkeit« gefragt werden müsste, die wiederum durch Reflexionsprozesse signifikant erhöht würde (Rosendahl u. a. 2015: 19; Goven u. a. 2015: 31; Polk 2015: 113). Hier zeigt sich erneut ein prävalenter Streitpunkt im innerwissenschaftlichen Diskurs um transdisziplinäre Forschung, nämlich die (scheinbar) unauflösbare Spannung zwischen dem Bezugssystem Forschung und dem der Anwendung (Luhmann 1977). Auf die Reflexivität bezogen bleibt also zu klären, ob sie dem Primat der sozialen Robustheit oder dem Primat der Objektivität beziehungsweise der wissenschaftlichen Qualität transdisziplinärer Forschung dient oder ob durch reflexive Praktiken gar eine Balance zwischen beiden Aspekten geschaffen werden kann.

Abschließend ist anzumerken, dass die hier untersuchten Forschungsprojekte eher als *success stories* des transdisziplinären Wissenstransfers gewertet werden können. Dies mag auch am Gegenstand der Studien liegen: So beschäftigen sich alle untersuchten Studien mit Thematiken der ökologischen und/oder sozialen Nachhaltigkeit, wobei die Zielvorstellungen der beteiligten Praxispartner:innen womöglich homogen(er) sind, als es bei transdisziplinären Forschungsvorhaben zum gesellschaftlichen Zusammenhalt zu erwarten wäre. Einsichten in *fail stories*, also in transdisziplinäre Forschungen, in denen Prozesse des gemeinschaftlichen Lernens und der Wissensintegration scheiterten, könnten weitere wichtige Erkenntnisse hinsichtlich konkreter Reflexionspraktiken und ihren Auswirkungen sowie der hier aufgeworfenen Fragen liefern.

3. Reflexivität als Garant der transdisziplinären Wissensproduktions- und Transferprozesse?

Die Forschungsbemühungen, Wissen über gesellschaftlichen Zusammenhalt nicht nur zu generieren, sondern auch für die Gestaltung von Gesellschaft, etwa durch Politik oder Zivilgesellschaft, verfügbar zu machen, sind auch auf ko-kreative Forschungsprozesse mit der Gesellschaft angewiesen. Transdisziplinäre Forschungs-

¹⁰ Soziale Robustheit ist eine Qualität der Nutzbarkeit von Erkenntnissen und Ergebnissen eines Forschungsprozesses und bezieht sich auf ein hohes Maß an Relevanz, Wirksamkeit und Zugänglichkeit der Forschungsergebnisse (Polk 2015: 113).

vorhaben sollen das Versprechen der Anwendungsorientierung wissenschaftlichen Wissens zum gesellschaftlichen Zusammenhalt einlösen, indem gemeinschaftliche(r) Wissensproduktion und -transfer systematisch im Forschungsprozess verankert werden. Das primäre Bezugssystem bleibt aber auch in transdisziplinärer Forschung das der Wissenschaft: Die dort gewonnenen Erkenntnisse sind Resultat forschenden Handelns und deren Güte bemisst sich nach den Regeln von Forschung »und nicht z. B. nach deren gesellschaftspolitischer Passung oder Gefälligkeit« (Defila/Di Giulio 2019: 92). Die Leistungen müssen mit der gesellschaftlichen Funktion des Wissenschaftssystems kompatibel bleiben und »zusätzlich noch mit denjenigen Teilsystemen ausgehandelt werden, für die sie Leistung sind« (Luhmann 1977: 21). Jedoch sind Praxispartner:innen in ihrer Beteiligung primär dadurch motiviert, dass sie die gesellschaftspolitische Gestaltung in einer bestimmten Art und Weise potenziell voranbringen können. Der Gestaltung eines gesellschaftspolitischen Ziels, an dem insbesondere die Praxispartner:innen interessiert sind, sollte ebenfalls Raum gegeben werden. Dadurch verliert im transdisziplinären Setting das Bezugssystem Forschung nicht seine primäre, aber seine exklusive Rolle. Die so entstehenden Spannungen der Vereinbarkeit von Wahrheitsproduktion (Funktion) und Anwendbarkeit (Leistung) sind transparent zu machen und reflexiv aufzuarbeiten.

Entsprechend räumen alle zehn Publikationen den Reflexionspraktiken eine hohe Signifikanz im transdisziplinären Forschungsprozess ein – mehr noch: Aus den Studien lässt sich schließen, dass (Selbst-)Reflexionsprozesse die Grundlage der transdisziplinären Wissensintegration und des gemeinschaftlichen Lernens bilden. Dafür müssen Reflexionsprozesse in transdisziplinären Forschungsvorhaben jedoch bestimmte Attribute besitzen: Zum einen sind sie als kollektive Praxis zu verstehen, die gemeinschaftliche Reflexionspraktiken mit den Praxispartner:innen sowie innerhalb des Forscher:innenteams umfassen. Des Weiteren beinhalten sie das Offenlegen, Reflektieren und ergebnisoffene Verhandeln von individuellen, rollenspezifischen und strukturellen Kontingenzen von Wissensbeständen, Problemwahrnehmungen und Zielvorstellungen; hier kann also von einer kontextuellen Reflexionspraxis (Bieler u. a. 2021: 95) gesprochen werden. Eine solche Praxis der *kollektiven* und *kontextuellen* Reflexivität wird dann hinreichend *konsequenziell*, wenn sie den gesamten Forschungsprozess und alle daran Beteiligten umspannt und innerhalb dessen infrastrukturell verankert wird – wobei die konkreten Praktiken projektspezifisch auszutarieren sind. Reflexivität kann so als »integrative Meta-Methodologie« (van der Bijl-Brouwer u. a. 2021: 573) des verständigungsorientierten Verhandeln¹¹ fungieren: Verständigungsorientiertes

¹¹ Diese dritte Stufe der Interaktionsdynamiken von Verhandlungen ist sogleich auch die schwierigste: Positionsbezogenes Verhandeln (Stufe 1) setzt keine Vertrauensbeziehung zwischen den an der Verhand-

Verhandeln ist die dritte und anspruchsvollste Stufe der Interaktionsdynamiken in Verhandlungen. Sie fußt auf gegenseitigem Vertrauen sowie der Bereitschaft, die eigenen Verhandlungspositionen und Problemverständnisse offenzulegen und zur Disposition zu stellen (Schimank 2006: 13–14; 2016: 320–323). Wenngleich das verständnisorientierte Verhandeln entsprechend voraussetzungsvoll ist, kann anhand der hier ausgewerteten empirischen Studien gezeigt werden, dass kollektive, kontextuelle und konsequenzielle Reflexionsprozesse eine von Empathie geprägte ko-kreative Arbeit ›auf Augenhöhe‹ fördern und so konstruktive, verständigungsorientierte Argumentationsprozesse im Sinne wechselseitiger Lern- und Wissensintegrationsprozesse ermöglichen.

	Deskription
kollektive Reflexionspraxis	Reflexivität wird als kollektiver Prozess verstanden, also als eine Praxis die (jeweils und gemeinsam) von Forschenden und Praxispartner:innen kollaborativ betrieben wird.
kontextuelle Reflexionspraxis	Reflexivität beinhaltet das Aufdecken und explizite Sichtbarmachen von sowie die kritische Auseinandersetzung mit der individuellen, rollenspezifischen und strukturellen Positionalität aller am Projekt Beteiligten.
konsequenzielle Reflexionspraxis	Reflexivität vollzieht sich durch das infrastrukturell verankerte, kontinuierliche Bewusstwerden und ergebnisoffene Überprüfen der Entscheidungen, die bei der Identifizierung und Integration verschiedener Werte, Prioritäten, Weltanschauungen, Wissensbestände, Fachkenntnisse und Praxiskenntnisse getroffen wurden.

Tab. 1: Reflexivität im Prozess transdisziplinärer Forschung: drei Attribute (eigene Darstellung)

Als zentrales Hindernis einer verständigungsorientierten, weitestgehend egalitären Ko-Kreation von Wissen nennt die überwiegende Zahl der Studien die vielfältigen und komplexen Autoritätsstrukturen, die einen solchen transdisziplinären Modus der Wissensproduktion und -anwendung durchdringen. Diese Autoritätsstrukturen werden zwischen Forscher:innen und Praxispartner:innen, unter den Praxispartner:innen, aber auch in der Fragestellung selbst, die transdisziplinär bearbeitet werden soll, erfasst. Letzteres wurde im Rahmen dieses Beitrages beispielhaft am Forschungsgegenstand des gesellschaftlichen Zusammenhalts veranschaulicht (vgl. Abschnitt 1). Insbesondere die Ausführungen zur ›dunklen Seite‹ des gesellschaftlichen Zusammenhalts verweisen auf die Vielzahl

lung Beteiligten voraus und ist von »rücksichtslose[r] Selbstverwirklichung« (Schimank 2006: 15) geprägt. Kompromissorientiertes Verhandeln (Stufe 2) fokussiert auf solche Punkte, bei denen eine Verhandlung und Einigung möglich erscheinen und wirkt vertrauensbildend (Schimank 2006: 13–14; 2016: 320–323).

an heterogenen, gegebenenfalls konfligierenden, Wertorientierungen sowie politischen, wirtschaftlichen und sozialen In- und Exklusionen, welche der Begriff hervorrufen kann (Grunow u. a. 2021: 12).

Um den inhärenten (expliziten wie impliziten) Autoritätsstrukturen zu begegnen, sollen Reflexionsprozesse Vertrauen und Gleichberechtigung zwischen den am Prozess Beteiligten schaffen. Daher beschreiben die Studien vermehrt Reflexionspraktiken, die die Positionalität der am transdisziplinären Forschungsvorhaben Beteiligten in den Vordergrund stellen, wobei individuelle, rollenspezifische und strukturelle Faktoren in den Blick genommen werden. Als Grund dafür wurde überwiegend die Normativität des Gegenstandes der jeweiligen transdisziplinären Forschungsvorhaben genannt. Es geht also primär darum, die komplexen normativen Konnotationen der Problembearbeitung reflexiv offenzulegen, um eine wissenschaftliche Bearbeitung dieses Problems möglich zu machen. Durch den kontrollierten Umgang mit (normativer) Komplexität können dann kontextuelle Rahmenbedingungen der ko-kreativen Bearbeitung¹² ausgewählter gesellschaftlicher Probleme geschaffen werden, die auch wissenschaftlich erforschbar sind. Folglich ist eine kontinuierliche, kontextuelle und im transdisziplinären Forschungsprozess infrastrukturell verankerte Reflexivität die Voraussetzung und Gelingensbedingung von verständigungsorientierten, transdisziplinären Wissensproduktions- und Transferprozessen.

Aspekte, die wenig bis keine Berücksichtigung in den empirischen Studien finden, aber von theoretischen und methodologischen Werken zur Transdisziplinarität aufgeworfen werden, sind reflexive Auseinandersetzungen damit, welche und wessen Normen wo und wann verhandelt werden und welche gesellschaftlichen Probleme überhaupt zum Gegenstand transdisziplinärer Forschungsvorhaben erhoben werden (sollten) (u. a.: Wissenschaftsrat 2015: 16–17; Defila/Di Giulio 2018b: 12; Zuiderent-Jerak 2015: 23; Bieler u. a. 2021: 89). Konkreter werden hier beispielsweise die Autor:innen Defila und Di Giulio; sie führen diesbezüglich Richtlinien wie »gesellschaftlich legitimiert, ethisch gut begründet und gemeinwohlorientiert« (2018b: 12) auf. Wie solche abstrakten Begriffe konkret operationalisiert (und dabei kritisch reflektiert) werden können, wird von den Autor:innen jedoch nicht adressiert. Damit einher gehen bereits aufgeworfene Fragen nach dem Verhältnis zwischen der Autonomie von Wissenschaft und ihrer Aufgabe, der Gesellschaft sinnvolles und nützliches Wissen bereitzustellen. Welche Verantwortungen kann die Sozialwissenschaft tragen, wenn sie gestalterisch-transformativ wirkt – insbesondere hinsichtlich der Bearbeitung gesellschaftlicher Krisen und Transformationsprozesse? Wenngleich diese Frage den unmittelbaren Bezug zum

12 Zur weiteren Unterscheidung ko-kreativer Forschungs- und Transfermodi siehe Nuske/Bleses/Warsewa in diesem Band.

Forschungsgegenstand einzelner transdisziplinärer Projekte übersteigen mag, so wird eine Auseinandersetzung mit der gesellschaftspolitischen Positionierung der Sozialwissenschaft beziehungsweise von einzelnen Forscher:innen insbesondere dann relevant, wenn in der Zusammenarbeit mit der Gesellschaft mit umstrittenen und konflikthafter Erwartungshaltungen, Problemdefinitionen und Zielvorstellungen umgegangen werden muss. Die transdisziplinäre Forschungspraxis wird sich dieser Frage um den Preis ihrer gesellschaftlichen Position und Relevanz sowie ihrer epistemologischen Qualität nicht verschließen können.

Literatur

- Bergmann, Matthias/Brohmann, Bettina/Hoffmann, Esther/Loibl, M. Céline/Rehaag, Regine/Schramm, Engelbert/Voß, Jan-Peter (2005), »Qualitätskriterien transdisziplinärer Forschung. Ein Leitfaden für die formative Evaluation von Forschungsprojekten«, in: *ISOE-Studientexte*, Nr. 13, Frankfurt a. M.
- Bieler, Patrick/Bister, Milena D./Schmid, Christine (2017), »Formate des Ko-laborierens: Geteilte epistemische Arbeit als katalytische Praxis«, in: *Berliner Blätter*, Jg. 83, S. 87–105.
- Bornemann, Basil/Christen, Marius (2020), »Navigating between Complexity and Control in Transdisciplinary Problem Framing. Meaning Making as an Approach to Reflexive Integration«, in: *Social Epistemology*, Jg. 34, H. 4, S. 357–369, <https://doi.org/10.1080/02691728.2019.1706120>.
- Boyer, Dominic (2015), »Reflexivity Reloaded: From Anthropology of Intellectuals to Critique of Method to Studying Sideways«, in: Eriksen, Thomas Hylland/Garsten, Christina/Randeria, Shalini (Hg.), *Anthropology Now and Next. Essays in Honor of Ulf Hannerz*, Oxford, S. 91–110, <https://doi.org/10.1515/9781782384502-006>.
- Burawoy, Michael (2005), »For public sociology«, in: *Soziale Welt*, Jg. 56, H. 4, S. 347–374, <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2005-4-347>.
- Cheng, Antony/Randall-Parker, Tammy (2017), »Examining the Influence of Positionality in Evaluating Collaborative Progress in Natural Resource Management: Reflections of an Academic and a Practitioner«, in: *Society & Natural Resources*, Jg. 30, H. 9, S. 1168–1178, <https://doi.org/10.1080/08941920.2017.1295493>.
- Compagnucci, Lorenzo/Spigarelli, Francesca (2020), »The Third Mission of the university: A systematic literature review on potentials and constraints«, in: *Technological Forecasting and Social Change*, Jg. 161, S. 120–141, <https://doi.org/10.1016/j.techfore.2020.120284>.
- Coux, Nathalie/Hazard, Laurent (2013), »When the future of biodiversity depends on researchers' and stakeholders' thought-styles«, in: *Futures*, Jg. 53, S. 13–21, <https://doi.org/10.1016/j.futures.2013.09.005>.
- Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (2018a), »Partizipative Wissenserzeugung und Wissenschaftlichkeit – ein methodologischer Beitrag«, in: Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (Hg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*, Wiesbaden, S. 39–67, https://doi.org/10.1007/978-3-658-21530-9_2.

- (2018b), »Reallabore als Quelle für die Methodik transdisziplinären und transformativen Forschens – eine Einführung«, in: Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (Hg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*, Wiesbaden, S. 9–35, https://doi.org/10.1007/978-3-658-21530-9_1.
- Deitelhoff, Nicole/Groh-Samberg, Olaf/Middell, Matthias (Hg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt: Ein interdisziplinärer Dialog*, Frankfurt a. M./New York, NY, <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-0003>.
- Dörre, Klaus/Etrich, Frank/Lohr, Karin/Löw, Martina/Rosa, Hartmut/Seyd, Benjamin (2021), »Zwischen den Stühlen. Das Berliner Journal für Soziologie in der gesellschaftlichen Transformation und Refiguration«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 31, H. 2, S. 145–157, <https://doi.org/10.1007/s11609-021-00449-3>.
- Forst, Rainer (2020), »Gesellschaftlicher Zusammenhalt. Zur Analyse eines sperrigen Begriffs«, in: Deitelhoff, Nicole/Groh-Samberg, Olaf/Middell, Matthias (Hg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt: Ein interdisziplinärer Dialog*, Frankfurt a. M./New York, NY, S. 41–54, <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-0003>.
- Goven, Joanna/Langer, Lisa/Baker, Virginia/Ataria, James/Leckie, Alan (2015), »A transdisciplinary approach to local waste management in New Zealand: Addressing interrelated challenges through indigenous partnership«, in: *Futures*, Jg. 73, S. 22–36, <https://doi.org/10.1016/j.futures.2015.07.011>.
- Grunow, Daniela/Sachweh, Patrick/Schimank, Uwe/Traunmüller, Richard (2022), »Gesellschaftliche Sozialintegration. Konzeptionelle Grundlagen und offene Fragen«, *FGZ Working Paper Nr. 2*, Frankfurt a. M., <https://doi.org/10.1007/s11577-023-00896-1>.
- Harding, Sandra (1992), »After the neutrality ideal: Science, politics, and strong objectivity«, in: *Social Research*, Jg. 59, H. 3, S. 567–587.
- Herberg, Jeremias/Staemmler, Johannes/Nanz, Patrizia (2021), »Wenn Wandel Wissenschaft erfasst: Die paradoxe Praxis engagierter Forschung im Strukturwandel«, in: Herberg, Jeremias/Staemmler, Johannes/Nanz, Patrizia (Hg.), *Wissenschaft im Strukturwandel. Die paradoxe Praxis engagierter Transformationsforschung*, München, S. 7–40, <https://doi.org/10.14512/9783962388256>.
- Herbst, Sarah/Vogel, Berthold/Niese, Kristof/Wächter, Monika/Wedekind, Lara (2021), »BMBF-Förderrichtlinie »Zusammenhalt stärken in Zeiten von Krisen und Umbrüchen«. Zum gesellschaftlichen Zusammenhalt forschen: Perspektiven auf eine innovative Fördermaßnahme, 23.05.2023, https://sofi.uni-goettingen.de/fileadmin/user_upload/Broschuere_Krisen_und_Umbrueche.pdf.
- Hoon, Christina (2013), »Meta-Synthesis of Qualitative Case Studies: An Approach to Theory Building«, in: *Organizational Research Methods*, Jg. 16, H. 4, S. 522–556, <https://doi.org/10.1177/1094428113484969>.
- Kaldewey, David (2016), »Sehnsucht nach der Praxis: Beobachtungen zur Identitätsarbeit der Sozialwissenschaftlern«, in: Froese, Anna/Simon, Dagmar/Böttcher, Julia (Hg.), *Sozialwissenschaften und Gesellschaft. Neue Verortungen von Wissenstransfer*, Bielefeld, S. 129–157, <https://doi.org/10.1515/9783839434024-005>.
- Knoblauch, Hubert (2021), »Reflexive Methodology and the Empirical Theory of Science«, in: *Historical Social Research*, Jg. 46, H. 2, S. 59–79.
- Krohn, Wolfgang/Grunwald, Armin/Ukowitz, Martina (2017), »Transdisziplinäre Forschung revisited. Erkenntnisinteresse, Forschungsgegenstände, Wissensform und Methodologie«, in:

- GAIA – *Ecological Perspectives for Science and Society*, Jg. 26, H.4, S. 341–347, <https://doi.org/10.14512/gaia.26.4.11>.
- Kuehner, Angela/Ploder, Andrea/Langer, Phil C. (2016), »Introduction to the Special Issue: European Contributions to Strong Reflexivity«, in: *Qualitative Inquiry*, Jg. 22, H. 9, S. 699–704, <https://doi.org/10.1177/1077800416658069>.
- Lam, Steven/Thompson, Michelle/Johnson, Kathleen/Fioret, Cameron/Hargreaves, Sarah K. (2021), »Toward community food security through transdisciplinary action research«, in: *Action Research*, Jg. 19, H. 4, S. 656–673, <https://doi.org/10.1177/1476750319889390>.
- Lamnek, Sigfried (2002), »Sein oder Sollen? Die Soziologie und ihr (problematisches) Verhältnis zur Moral«, in: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, Jg. 25, H. 3, S. 249–263.
- Lessenich, Stefan (2022), »Dieses obscure Objekt der Begierde. Oder: Wessen Halt ist der Zusammenhalt?«, in: *Soziologische Revue*, Jg. 45, H. 1, S. 24–36, <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-0004>.
- (2020), »Soziologie – Corona – Kritik«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 30, H. 2, S. 215–230, <https://doi.org/10.1007/s11609-020-00417-3>.
- Luhmann, Niklas (1990), *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Berlin.
- (1977), »Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften: Zur Einführung«, in: Wissenschaftszentrum Berlin (Hg.), *Interaktion von Wissenschaft und Politik. Theoretische und praktische Probleme der anwendungsorientierten Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York, NY, https://doi.org/10.1007/9783658197285_19.
- Maasen, Sabine/Sutter, Barbara (2022), »Wissen und Gesellschaft: Neues zur Vertragsgestaltung«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 72, H. 26–27, S. 49–54.
- Marguin, Séverine/Haus, Juliane/Heinrich, Anna J./Kahl, Antje/Schendzielorz, Cornelia/Singh, Ajit (2021), »Positionality Reloaded: Debating the Dimensions of Reflexivity in the Relationship Between Science and Society: An Editorial«, in: *Historical Social Research*, Jg. 46, H. 2, S. 7–34.
- Miciukiewicz Konrad/Moulaert, Frank/Novy, Andreas/Musterd, Sako/Hillier, Jean (2012), »Problematising Urban Social Cohesion: A Transdisciplinary Endeavour«, in: *Urban Studies*, Jg. 49, H. 9, S. 1855–1872, <https://doi.org/10.1177/0042098012444877>.
- Mounk, Yascha (2018), *The people vs. democracy*, Harvard.
- Niewöhner, Jörg (2021), »Reflexion als gefügte Praxis«, in: *Berliner Blätter*, Jg. 83, S. 107–116.
- Nölting, Benjamin/Pape, Jens (2017), »Third-Mission und Transfer als Impuls für nachhaltige Hochschulen«, in: Filho, Walter Leal (Hg.), *Innovation in der Nachhaltigkeitsforschung*, Wiesbaden, S. 265–280, https://doi.org/10.1007/978-3-662-54359-7_15.
- Polk, Merrit (2015), »Transdisciplinary co-production: Designing and testing a transdisciplinary research framework for societal problem solving«, in: *Futures*, Jg. 65, S. 110–122, <https://doi.org/10.1016/j.futures.2014.11.001>.
- Quent, Matthias/Salheiser, Alex/Weber, Dagmar (2020), »Gesellschaftlicher Zusammenhalt im Blätterwald. Auswertung und kritische Einordnung der Begriffsverwendung in Zeitungsartikeln (2014–2019)«, in: Deitelhoff, Nicole/Groh-Samberg, Olaf/Middell, Matthias (Hg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt: Ein interdisziplinärer Dialog*, Frankfurt a. M./New York, NY, S. 73–88, <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-0003>.
- Salheiser, Axel/Dieckmann, Janine/Quent, Matthias/Thiele, Anja/Geschke, Daniel (2020), »Plurale Konzepte, Narrative und Praktiken gesellschaftlichen Zusammenhalts«, in: Deitelhoff, Nicole/Groh-Samberg, Olaf/Middell, Matthias (Hg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt: Ein interdisziplinärer Dialog*, Frankfurt a. M./New York, NY, S. 89–104, <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-0004>.

- plinärer Dialog*, Frankfurt a. M./New York, NY, S. 194–217, <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-0003>.
- Schimank, Uwe (2006), »Zielvereinbarungen in der Misstrauensfalle«, in: *Die Hochschule: Journal für Wissenschaft und Bildung*, Jg. 15, H. 2, S. 7–17.
- Schimank, Uwe (2016), *Handeln und Strukturen*, 5. Auflage, Weinheim.
- Schmidt, Laura/Falk, Thomas/Siegmund-Schultze, Marianna/Spangenberg, Joachim H. (2020), »The objective of stakeholder involvement in transdisciplinary research. A conceptual framework for a reflective and reflexive practise«, in: *Ecological Economics*, Jg. 176, 106751, <https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2020.106751>.
- Schmidt, Laura/Neuburger, Martina (2017), »Trapped between privileges and precariousness: Tracing transdisciplinary research in a postcolonial setting«, in: *Futures*, Jg. 93, S. 54–67, <https://doi.org/10.1016/j.futures.2017.07.005>.
- Stifterverband (2020), »Strategieentwicklung für Transfer und Kooperation«, Transfer-Audit: Diskussionspapier 1, 18.04.2023, <https://www.stifterverband.org/medien/strategieentwicklung-fuer-transfer-und-kooperation>.
- van der Bijl-Brouwer, Mieke/Kligyte, Giedre/Key, Tyler (2021), »A Co-evolutionary, Transdisciplinary Approach to Innovation in Complex Contexts: Improving University Well-Being, a Case Study«, in: *SHE JI-The Journal of Design Economics and Innovation*, Jg. 7, H. 4, S. 565–588, <https://doi.org/10.1016/j.sheji.2021.10.004>.
- Wissenschaftsrat (2015), »Zum wissenschaftspolitischen Diskurs über Große gesellschaftliche Herausforderungen«, 01.10.2022, <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4594-15.html>.
- Zuiderent-Jerak, Teun (2015), »Situated Intervention: Sociological Experiments in Health Care«, Cambridge, MA, <https://doi.org/10.7551/mitpress/9780262029384.001.0001>.

Appendix

Nr.	Autor:in(nen)	Jahr	Journal	Forschungsfeld	Zahl und Ort(e) der Fallstudie(n)
1	Bornemann, B./Christen, M.	2020	Social Epistemology	sustainability governance	1, Schweiz
2	Cheng, A./Randall-Parker, T.	2017	Society & Natural Resources	natural resource management	1, USA
3	Couix, N./Hazard, L.	2013	Futures	biodiversity/conservation	1, Frankreich

4	Goven, J./ Langer, E.R./ Baker, V./Ataria, J./Leckie, A.	2015	Futures	local waste management	1, Neuseeland
5	Lam, S./Thomp- son, M./John- son, K./Fioret, C./Hargreaves, S.K.	2021	Action Research	food security	1, Kanada
6	Polk, M.	2015	Futures	urban devel- opment	5, Schweden
7	Schmidt, L./ Neuburger, M.	2017	Futures	sustainable land manage- ment	1, Angola, Botswana, Namibia
8	Van der Bijl- Brouwer, M./ Kligyte, G./Key, T.	2021	The Journal of Design Econo-mics and Innovation	wellbeing studies	1, Australien
Studien nach weiterer Literaturrecherche:					
9	Rosendahl, J./ Zanella, M.A./ Rist, S./Weigelt, J.	2015	Futures	pro-poor resource go- vernance	1, Bangladesch, Bo- livien, Brasilien, Burkina Faso, Ecua- dor und Indien
10	Schmidt, L./ Falk, T./Sieg- mund-Schultze, M./Spangen- berg, J.	2020	Ecological Econo- mics	sustainable land manage- ment	3, Angola, Botswana, Namibia, Brasilien, Philippinen und Vietnam

Tab. 2: Vollständige Liste der Publikationen, die in den Auswertungsprozess der qualitativen Metasynthese einbezogen wurden (eigene Darstellung)